



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Aufsätze

---

# Als französischer Kriegsgefangener in Paderborn

von Antje Telgenbüscher

Camille François ist heute 82 Jahre alt und lebt in St. Benoit sur Loire. Während des zweiten Weltkriegs war er fünf Jahre lang Kriegsgefangener in Paderborn. Dieser Aufsatz stützt sich auf Gespräche mit ihm und auf die Aufzeichnungen, die er in Erinnerung an seine Kriegsgefangenschaft gemacht hat.

Camille François betont, daß sein Bericht nur ihn allein betrifft. Im Gegensatz zu manch anderen, die mit ihm die Gefangenschaft teilten, ist er überzeugt davon, daß diese Zeit für sein weiteres Leben „bénéfique“ (förderlich) gewesen sei. Voraussetzung dafür war, daß er ledig war und sich keine Sorgen um eine junge Familie machen mußte. Auch trug er keine gesundheitlichen Schäden durch die Gefangenschaft davon. Und schließlich wirkte sich diese auf sein weiteres Leben positiv aus, da er neben der deutschen Sprache das Schlosserhandwerk lernte – und das Reparieren von Radios, was zu seinem Lebensberuf werden sollte: Nach seiner Heimkehr begann er, als Radiotechniker zu arbeiten. Nicht zuletzt beruht sein positives Urteil über die Gefangenschaft aber auch darauf, daß er erlebte, wie er seinen Kameraden helfen konnte, diese Zeit durchzustehen. Sein Lebensmotto, das er sich schon als Jugendlicher gewählt hatte („Servir“ – Dienen), konnte er in der Gefangenschaft anwenden, und dieses Motto hat ihn bis heute begleitet.

## Der Beginn der Gefangenschaft

Zusammen mit 50 000 anderen französischen Soldaten wurde er bei Toul von deutschen Truppen eingeschlossen. Am 20. Juni 1940 – der Waffenstillstand war schon unterzeichnet, doch noch nicht wirksam – geriet er in Gefangenschaft.

In langen Kolonnen marschierten sie bis Saint Mihiel und von dort nach Verdun, wo sie in einer Kaserne untergebracht wurden. Der Marsch war sehr beschwerlich, denn sie wurden von jungen Soldaten bewacht, die nicht zuließen, daß die Bevölkerung sie mit Lebensmitteln versorgte, und sofort auf jeden schossen, der sich von der Kolonne entfernte.

In der Kaserne waren sie zusammengepfercht und bekamen wenig zu essen, aber nach und nach gab es Gruppen, die draußen zu unterschiedlichen Arbeiten eingesetzt wurden. Verdun war ein wichtiger Ort mit viel Militär und großen Depots. Einige Gefangene arbeiteten beim Deutschen Roten Kreuz auf dem Bahnhof. Sie hatten Gelegenheit, zusätzliche Nahrungsmittel zu bekommen, die sie mit denen teilten, die nicht nach draußen kamen.

Eine gewisse Zahl der Gefangenen kam frei, weil ihre ehemaligen Arbeitgeber sie zurückforderten. Die Gefangenen konnten auch Besuch empfangen. Verwandte brachten, was ihnen fehlte, auch Post.

Die Situation war unklar. Die Wehrmacht schien nicht zu wissen, was sie mit 1 800 000 Gefangenen machen sollte, die zu ernähren und zu beschäftigen waren. Da es Erntezeit war, wurden viele aufs Land geschickt, um den Bauern zu helfen. Sie blieben unbewacht, der Bürgermeister der Kommune trug die Verantwortung. Es wäre überhaupt nicht schwer gewesen zu fliehen, doch die unsinnigsten Gerüchte kursierten. Es hieß, die Gefangenen würden ohnehin bald befreit – was um so glaubwürdiger war, da sie ja kaum bewacht wurden; es hieß aber auch, daß im Falle der Flucht die Familien dafür verantwortlich gemacht würden. Eine Flucht wäre also riskant gewesen.

Erstaunlicherweise war es erlaubt, daß die verheirateten Gefangenen ihre Frauen besuchten. Die Deutschen schienen keinen Zweifel daran zu haben, daß – bei einem schnellen Sieg über England – der Krieg im Westen bald beendet werden könnte.

Jedenfalls lebten alle Gefangenen in großer Unsicherheit, bis zu dem Tag Anfang Oktober 1940, als der Mehrheit untersagt wurde, die Kaserne zu verlassen. Ein Freund von Camille François, ein Benediktinerpater, hatte Gerüchte gehört, daß der Abtransport nach Deutschland bevorstünde. Er nutzte den Transport zur Arbeit, um zu fliehen und sich zu seinem Kloster durchzuschlagen, wo er unbehelligt blieb. Die anderen fanden sich auf dem Bahnsteig wieder, mit etwas Brot und Wurst als Proviant versehen. In fest verschlossenen Viehwaggons fuhren sie los. Durch eine kleine Luke konnte Camille François ihren Weg durch Luxemburg und ein gutes Stück durch Deutschland verfolgen. Damit waren alle Gerüchte widerlegt, daß man sie in einen anderen Teil Frankreichs bringen und dort freilassen würde.

### Im Stalag VI a

Sie kamen in Hemer (Kreis Iserlohn, östl. von Dortmund) an, im Stalag VI a. Der erste Eindruck: eine unüberschaubare Zahl von Kasernengebäuden und großen Zelten. Wenn man in der Nacht einmal aufstehen mußte, war es schwierig, mitten unter den Schlafenden herumzugehen. Schon bei dem geringsten Licht – zum Beispiel von einem Feuerzeug – schossen die Wachen von den Türmen herab.

Es gab eine Küche, aber um seine Ration zu bekommen, mußte man drei bis vier Stunden Schlange stehen.

Camille François merkte sich die Nummer, unter der er registriert wurde: 45 544. Man hatte sie durchsucht und ihnen alles abgenommen, was sie bei sich hatten. Zwar wollte man ihren Beruf wissen, doch hatte dies für ihre Arbeit keine Konsequenzen: Unter dem Geschrei und den Beschimpfungen der Wachen mußten sie Steine von einem Ort zum anderen schleppen – und wieder zurück zum Ausgangspunkt.

Eines Tages rief man eine bestimmte Zahl von Matrikelnummern auf, um eine Gruppe zu bilden, deren Name sich anhörte wie „Badaboum Cent“ – was der Dolmetscher mit „Paderborn 100“ übersetzte. Warum es „100“ hieß, weiß Camille François nicht; er vermutet, es könnte die 100. Abreise eines Kommandos gewesen sein.

Mit der Eisenbahn fuhren die Gefangenen von Iserlohn nach Paderborn. Ihr Be-

stimmungsort war das Lager – das Arbeitskommando – in der Bleichstraße.<sup>1</sup>

### **In Paderborn: Das Lager und die Arbeit**

Die Lagergebäude befanden sich auf dem Gelände des Städtischen Fuhrparks. Das Lager war von der Reichsbahn eingerichtet: Es gab einen großen Saal mit Tischen und Bänken, einem Ofen mit einem Kessel, um Kaffee zu kochen, und einen Schlafsaal mit zweistöckigen Etagenbetten, jedes ausgestattet mit einem Strohsack und – was als großer Luxus angesehen wurde – einer Decke mit einem blau-weiß-karierten Bettbezug. Aber dieser wurde den Gefangenen nach wenigen Tagen wieder weggenommen.

Das Lager wurde gut beheizt, da es von der Reichsbahn mit Kohle beliefert wurde.

Die Gefangenen wurden aufgeteilt zwischen den Reichsbahnausbesserungswerken des Haupt- und des Nordbahnhofs; etwa vierzig kamen in jedes Werk.

Dort wurden sie wiederum auf die verschiedenen Meistereien verteilt. Camille François hatte „das Glück“, wie er sagt, zur Meisterei 22 zu kommen. Dies war die einzige, die nicht an den Lokomotiven arbeitete, sondern die Aufgabe hatte, das Werk zu unterhalten: M 22 war verantwortlich für alle Maurerarbeiten, für die Heizung, für Türen und Fenster, und für die Küche.

Zunächst war Camille François als Hilfsmaurer angestellt, da er aber körperlich kaum in der Lage war, Sand, Zement und Kies umzurühren und sie im geforderten Tempo herbeizuschaffen, wurde er in den Heizraum versetzt, wo er die Loren mit Kohle beladen und sie zu den Kesseln führen mußte. Auch diese Arbeit ging eigentlich über seine körperlichen Kräfte, und es war gesundheitlich riskant, von draußen, wo eine winterliche Temperatur ziemlich weit unter Null war, ins Innere zu gehen, wo 25 bis 30 Grad herrschten. Wieder wurde er versetzt, kam in die Schlosserei der M 22, wo er bis zum Ende der Gefangenschaft blieb.

Er hatte einen sehr kompetenten Vorarbeiter, Herrn P., einen Kunstschmied. Von ihm lernte er viel: Schmieden, Schlösser reparieren und Schlüssel machen. Da er Reparaturen im ganzen Werk ausführen mußte, kam er viel herum; seine Kameraden dagegen blieben meist an einem festen Arbeitsplatz, auf den sie sich spezialisiert hatten. Camille François fing an, Deutsch zu lernen und konnte dann zum Übersetzen hierhin und dorthin im Werk gerufen werden, wenn es Probleme mit einem Franzosen oder Belgier gab.

<sup>1</sup> Nach Ulrich Herbert (Fremdarbeiter, Berlin 1985) waren von zwei Millionen Franzosen eine Million nach dem Waffenstillstandsabkommen aus den Front-Stalags in Frankreich entlassen worden. Er spricht auch im weiteren von einer Million kriegsgefangener französischer Arbeitskräfte in Deutschland. (vgl. a.a.O., S. 122). Im Herbst 1940 – nach der Hereinnahme der französischen Kriegsgefangenen – waren mehr als 2 Millionen Ausländer in Deutschland beschäftigt, fast 10 % aller im Reich beschäftigten Arbeitskräfte. Die Franzosen – Gefangene und Zivilarbeiter – waren vor den Polen mittlerweile die stärkste Ausländergruppe in Deutschland geworden. Im August 1944 waren im Gebiet des „Großdeutschen Reiches“ 7 615. 970 ausländische Arbeitskräfte als beschäftigt gemeldet; 1,9 Millionen Kriegsgefangene und 5,7 Millionen zivile Arbeitskräfte, darunter 1,3 Millionen Franzosen. (vgl. a.a.O.)

Einige Monate später (1941) kamen weitere Gefangene im Lager an, die in Handwerksbetrieben der Stadt eingesetzt wurden, z.B. in Autowerkstätten, Bäckereien, Schuhmacherwerkstätten oder in der Neuhäuser Mühle. Damit waren es etwa 125-150 Lagerinsassen.<sup>2</sup>

### Der Tagesablauf

Der Tagesablauf sah normalerweise so aus: Um 5 Uhr aufstehen (sonntags um 7 Uhr), Frühstück, Appell. Abmarsch zum Werk in Kolonne, ein bewaffneter Wachposten vorn, einer hinten, mit Laternen versehen, da es noch dunkel war. Arbeitsbeginn um 6 Uhr 45, Imbiß um 9 Uhr 15, Mittagessen von 12 Uhr 25 bis 13 Uhr.

Die Gefangenen hatten in der Kantine einen Raum für sich. Sie hatten einen Küchendienst eingerichtet, der die Nahrungsmittel aus der Küche holte. Als Camille François Dolmetscher war, begleitete er diese Leute vom Küchendienst, um die Anzahl der Rationen zu überwachen und sich einzuschalten, wenn es Probleme gab, wenn z.B. einige wegen Krankheit fehlten.

Nach zehn Arbeitsstunden war Feierabend um 17 Uhr 30. Bevor sie das Werk verließen, nahmen sie noch ihre Mahlzeit ein in dem dafür bestimmten, abgeschlossenen Raum. Ankunft in Kolonne beim Pförtner, in dessen Gegenwart sie von den Wachposten gezählt wurden; dann Rückkehr ins Lager. Nachtruhe um 21 Uhr.

Am Anfang wurde auch sonntags gearbeitet, doch später waren die Gefangenen – gemäß der Genfer Konvention, die einen freien Tag in der Woche garantierte – davon befreit.

Sonntags gingen sie zum Mittagessen in die Kantine und nahmen etwas zum Abendessen mit. Bei den großen kirchlichen Festen wie Weihnachten oder Ostern hatten sie auch jeweils zwei Feiertage. Zu Weihnachten zum Beispiel standen sie um 7 Uhr statt um 5 Uhr auf, gingen in die Werkskantine zum Mittagessen und nahmen sich von dort Abendessen mit – Heiligabend einen Teller Vanillepudding und zwei Butterbrote.

### Verpflegung

Das Essen in der Kantine war anscheinend das gleiche wie das der deutschen Arbeiter. Aber die Gefangenen hatten, als sie nach Paderborn kamen, vorher soviel Hunger gehabt, daß sie nach ihrer Ankunft alles verschlangen, was sie ergattern konnten: mindestens zwei Liter kochend heißer Suppe in fünfundzwanzig Minuten.

<sup>2</sup> Zum Arbeitseinsatz der französischen Kriegsgefangenen vgl. U. Herbert, a.a.O., S. 122. Im Vergleich mit anderen Ausländergruppen standen die Franzosen in Berichten über die „Führung“ und die Arbeitsleistung an oberster Stelle. Ihre von der Wehrmacht unterhaltenen Lager waren meist besser ausgestattet, ihre Lebensmittelrationen höher als anderer Gruppen ausländischer Arbeiter, vor allem der Polen und Tschechen. Die NS-Behörden betrachteten diese Entwicklung mit einigem Argwohn. Sie fürchteten, daß es zwischen Deutschen und französischen Gefangenen am Arbeitsplatz schnell zu Solidarität kommen würde.

Anfang 1941 schrieb Camille François nach Hause, daß es nicht nötig sei, ihm Brot zu schicken, da sie korrekt ernährt würden: Zum Frühstück gab es zwei Butterbrote mit Margarine und Marmelade, zum zweiten Frühstück zwei Brote mit Margarine und Leberwurst oder Käse, Mittags Suppe und Gemüse mit „sehr wenig“ Fleisch, abends das Gleiche oder Eintopf („sorte de plat unique où tout est mélangé“).

Schon früh fertigten die Gefangenen Kochgeschirre aus Eisen für sich an, um Essen zu wärmen, indem sie diese Kochgeschirre in den großen Ofen im Lager stellten.

Eine Veränderung der Verpflegungssituation ergab sich gegen Ende der Gefangenschaft: Ende 1944 kamen keine Pakete aus Frankreich mehr an, sie erhielten stattdessen amerikanische Pakete von hoher Qualität, die es ihnen erlaubten, bis ans Kriegsende ohne Ernährungsprobleme zu leben: Eine 50 Gramm-Dose Nescafé war 50 Kilo Kartoffeln wert.

Zu dieser Zeit hatten sie es durchgesetzt, von der Kantinenküche das zu bekommen, was ihnen zusagte: Margarine, Gemüse usw. Sie hatten sich im Werk Küchenherde hergestellt, und nun zog die Mehrheit der Gefangenen es vor, selbst im Lager zu kochen und die eigenen Vorräte hinzuzufügen. Kochgruppen von zwei bis fünf Kameraden wurden eingerichtet, die alle ihre Pakete zusammenlegten und gemeinsam aßen. Camille François kochte zusammen mit seinem Freund Achille, mit dem er nicht nur die Pakete teilte, sondern auch das, was seine Radioreparaturen (s.u.) ihm einbrachten. Dafür wusch Achille ihm die Wäsche.

### Lohn

Im Dezember 1940 erhielten die Gefangenen ihren ersten Lohn: zehn Reichsmark für zwei Monate. Dies war nur ein Teil des Gesamtlohns, ein Taschengeld; der Rest wurde für jeden Einzelnen auf ein Konto mit seinem Namen gelegt, nachdem die Kosten für Unterkunft und Verpflegung abgezogen worden waren. Sobald die Summe 50 RM erreicht hatte, konnte das Geld nach Frankreich transferiert werden. Diese Möglichkeit war für Familien interessant, denn die Mark stand – festgesetzt durch die Waffenstillstandskommission – in Frankreich außerordentlich hoch im Kurs. Für eine RM bekam man 20 Francs, etwa viermal soviel wie vor dem Krieg.<sup>3</sup> Dies erlaubte den deutschen Soldaten, die in Frankreich auf Urlaub waren, dort zu niedrigen Preisen Luxusgüter zu kaufen wie Parfum, Pelzmäntel oder seltene Produkte auf dem Schwarzmarkt.

<sup>3</sup> Laut der „Meldungen aus dem Reich“ (hg. H. Boberach, Herrsching 1984) wurde 1941/42 angestrebt, die Bezahlung kriegsgefangener Franzosen an den Lohn des deutschen Arbeiters anzugleichen. Dies stieß verschiedentlich auf Schwierigkeiten. So wurde berichtet, daß bei einer Firma aus Gevelsberg erwogen werden sollte, „den französischen Kriegsgefangenen 80 % des Lohnes eines deutschen Arbeiters zukommen zu lassen, was vom Stalag in Hemer als erwünscht und zulässig bezeichnet wurde. (...) Heute schon ist es einzelnen französischen Kriegsgefangenen möglich, monatlich bis zu RM 80,- zu sparen und teilweise auch nach Hause zu schicken. Der deutsche Arbeiter äußert dazu ungehalten, daß er einen solch hohen Betrag niemals von seinem Lohn erübrigen könne. Eine weitere Besserstellung der Kriegsgefangenen sei daher geradezu ein Hohn auf den deutschen Arbeiter.“ (a.a.O., S. 3218).

Camille François erhielt 1941 zunächst 14 RM, dann 27 RM, und Ende 1941 waren es schon 66 RM pro Monat.

Mit ihrem Taschengeld sollten sich die Gefangenen das kaufen können, was sie in der Stadt interessierte. Es wurde ihnen als Lagergeld ausgezahlt, das außerhalb des Lagers nicht zu gebrauchen war. Ein Wachposten war damit beauftragt, in die Stadt zu gehen und das zu kaufen, was die Gefangenen wünschten. Die Gefangenen gaben ihm eine Liste mit und zahlten ihm in Lagergeld, was er für sie ausgelegt hatte. Später begleiteten ihn beim Einkauf in Paderborn ein Vertrauensmann der Gefangenen und Camille François als Dolmetscher.

### Briefe und Pakete

Am 22. Dezember 1940 erhielt Camille François den ersten Brief von zu Hause. Erst jetzt erfuhr er, daß sein Vater schon Ende Oktober an Krebs gestorben war. Das Telegramm mit der Todesnachricht hatte ihn nie erreicht.

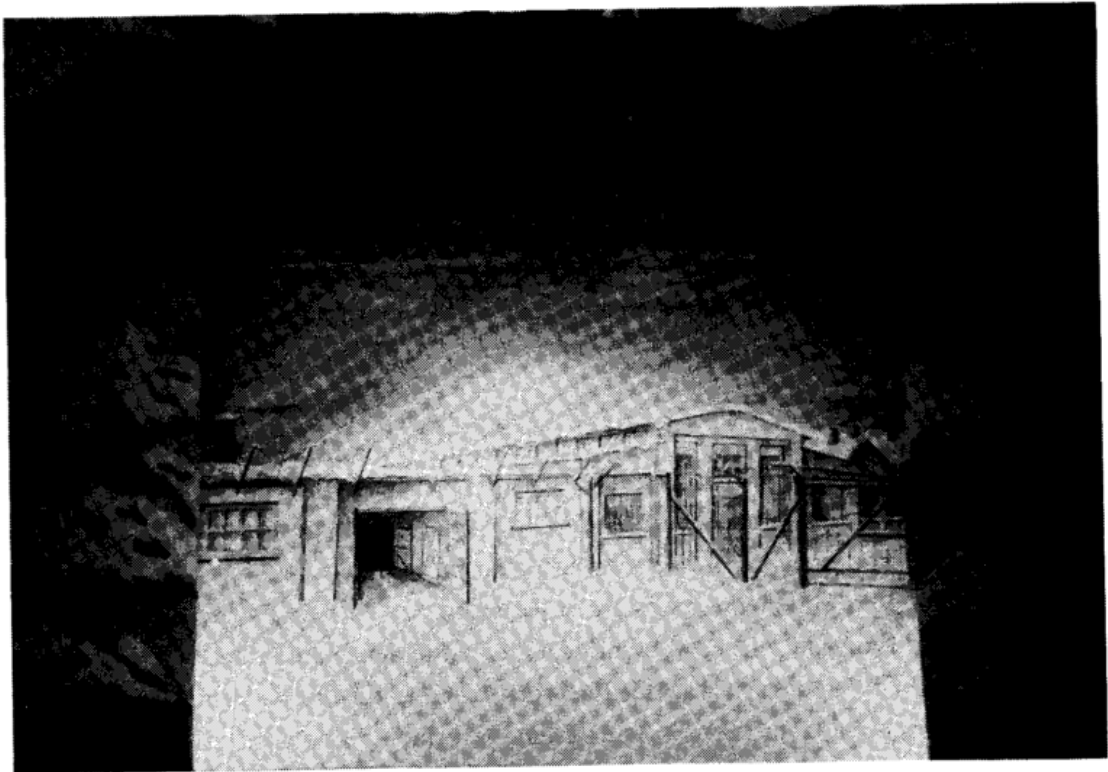
Wie die anderen Gefangenen konnte er jetzt den Angehörigen seine Adresse schicken: Stalag und Nummer des Kommandos, doch ohne den Namen der Stadt.

Nach einer Übergangszeit war der Postverkehr auch für die Paderborner Kriegsgefangenen streng reglementiert: Es wurde ein besonderes postalisches System eingerichtet: Pro Monat erhielt jeder Gefangene zwei doppelte Briefe und zwei doppelte Karten – die eine Hälfte war für die Gefangenen gedacht, die andere Hälfte für die Antwort. Die einen wie die anderen mußten leserlich geschrieben werden und durften die Zahl der vorgeschriebenen Zeilen nicht überschreiten, andernfalls wurde die Beförderung verweigert. Alle Briefe wurden über das Stalag befördert, wo sie durch die Zensur gingen, ehe sie nach Frankreich geschickt wurden – eventuell mit geschwärzten Passagen.

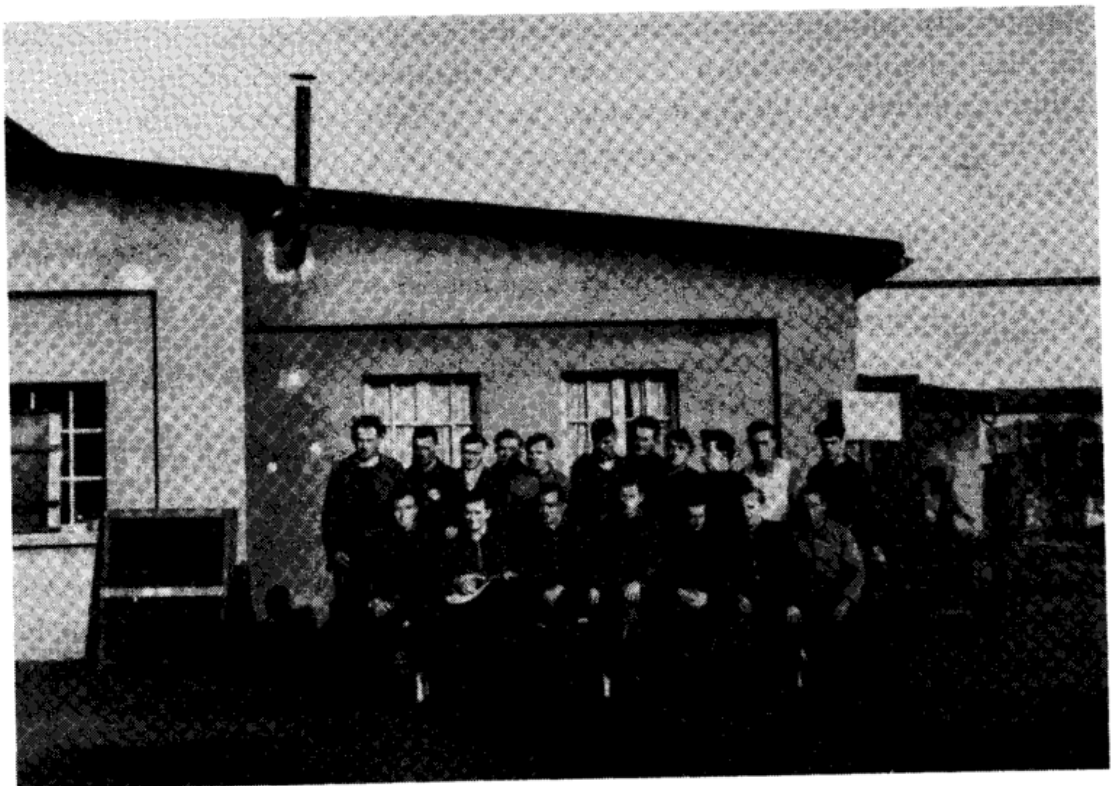
Außerdem erhielt jeder Gefangene pro Monat zwei Aufkleber für Pakete zu je fünf Kilo. Die Pakete aus der Heimat mußten dann mit diesen Etiketten versehen sein, die die Gefangenen geschickt hatten.

Dieses System funktionierte korrekt bis Ende 1944; dann wurden bestimmte Briefe über Großbritannien befördert.

Um Weihnachten 1940 bekamen die Gefangenen erste Pakete von zu Hause. Camille François nahm sie zusammen mit einem Wachposten in Empfang und schrieb das Gewicht auf. Jedes Paket wurde in Gegenwart des Empfängers geöffnet, und alle Schachteln oder Packungen mußten geöffnet werden, damit der Inhalt kontrolliert werden konnte. Man durfte nichts darin finden, was hätte geeignet sein können, die Flucht zu ermöglichen – Karten, Kompaß, Zivilkleidung etc. – oder Vorräte zu diesem Zweck anzulegen. Die Gefangenen waren gezwungen, alle offenen Konserven sofort zu verzehren, anstatt sich einiges bis zum nächsten Paket aufzuheben. Es gab im Lager häufig Durchsuchungen; alles, was die Gefangenen besaßen, wurde dabei auf mehr oder weniger brutale Weise kontrolliert.



Das Lager in der Bleichstr. als Theaterkulisse.



Gruppenbild vor dem Lager.



Später fanden sie eine bessere Lösung. Sie setzten es bei einem verständnisvollen Lagerkommandeur durch, daß er ihnen einen mit Regalen ausgestatteten Raum zuteilte, in dem jeder Gefangene sein eigenes Fach bekam. Beim Erhalt der Pakete ließen sich die Gefangenen das öffnen, was sie sofort essen wollten, der Rest wurde in diesem Vorratsraum aufbewahrt. Es konnte daraus nichts verschwinden, da der Raum mit zwei Vorhangschlössern gesichert war: Der Schlüssel des einen war bei der Wache, der Schlüssel des anderen bei den Gefangenen, so daß weder die Gefangenen noch die Wachposten allein Zugang zu den Vorräten hatten. Dieses System funktionierte ohne Streitigkeiten, sogar als Camille François ein Doppel des Schlüssels der Wachen angefertigt hatte. Wenn einer der Kameraden etwas von seinem Vorrat haben wollte, wurde ein Aufpasser in den Hof geschickt, der die anderen sofort warnte, wenn sich ein Wachposten näherte. Dies gelang um so besser, als er in der Hand eine Schnur hielt, deren Ende sich an der Hand eines Kameraden im Gebäude befand. Da der Wachposten einige Zeit brauchte, um vom Tor des Geländes bis in das Gebäude selbst zu kommen, hatten die Gefangenen im Vorratsraum Zeit genug, alles wieder an seinen Platz zu legen.

Seit März 1941, als die Gefangenen von den Schwierigkeiten mit der Rationierung in Frankreich wußten, baten sie nicht mehr, ihnen Lebensmittel zu schicken, sondern eher Bücher und Schallplatten oder Extras wie Schokolade, Zigaretten oder Wollsa-chen.

Von der französischen Regierung und auch vom Roten Kreuz erhielten sie Sam- melsendungen (Camille François erinnert sich an einen halben Laib Gruyère, der unter allen aufzuteilen war, an Vitaminkekse, Datteln). Vom Stalag wurden sie mit Büchern, Spielen und Kleidung versorgt – und man schickte ihnen Plakate und Flugblätter, die für eine Gruppe Pétain warben. Die Gefangenen vernichteten diese Flugblätter schnell, um zu vermeiden, daß man untereinander uneins wurde. Nach dem Krieg würde jeder das machen, was er wollte, doch in Gefangenschaft, so betont Camille François, sollten sie zusammenhalten und eine Einheit bleiben, zumal sie nicht alle Details kannten, die es ihnen ermöglicht hätten, sich ein klares Urteil zu bilden.

### Freizeit

Einer seiner Kameraden besaß ein Lehrbuch der deutschen Sprache: „L'allemand sans peine“, mit dessen Hilfe Camille François seine Deutschkenntnisse verbesserte. Er bat seine Mutter, ihm ein persönliches Exemplar zu schicken, doch er erhielt es erst nach langer Zeit, da die erste Sendung von der Zensur einbehalten wurde. Man hatte An- stoß genommen an den Illustrationen samt Text, die angeblich die Deutschen ver- spotteten.

Camille François gab bald seine Kenntnisse weiter: Er unterrichtete im Lager Deutsch; eine Stunde pro Tag war Pflicht.

Es gab im Lager verschiedene Freizeitbeschäftigungen: Man konnte Karten spielen, lesen usw. Am Anfang war man noch sehr eingeschränkt, es fehlte an vielem, aber als

persönliche Pakete empfangen werden konnten, gab es etliche Bücher, die man untereinander ausleihen konnte. Auch das Stalag versorgte sie mit Büchern und Spielen. Da sie die Möglichkeit hatten, Einkäufe in der Stadt zu machen, konnten sie sich mit dem versorgen, was frei verkäuflich war: mit Material zum Basteln, z.B. für Einlegearbeiten, aber auch mit Musikinstrumenten, buntem Krepppapier für Theaterkostüme, mit Karton und Farbe für die Kulissen usw. Fürs Theaterspielen bauten sie sich eine Bühne im Lager; Albert, von Beruf Gärtner, war für das Bühnenbild zuständig. Aus Frankreich erhielten sie Texte von Stücken, und seit Mitte 1941 organisierten sie ein- oder zweimal im Monat eine Theatervorstellung oder ein Jazzkonzert.

Später bekamen sie einen Lautsprecher, ein Mikrophon für Gesang und noch später einen Schallplattenspieler. Es war kaum möglich, sich Platten schicken zu lassen, aber sie fanden einen Weg, sie dennoch zu bekommen. Man mußte damals eine gebrauchte Platte abgeben, um eine neue zu erhalten. Deutsche Soldaten, die aus Frankreich auf Urlaub kamen, brachten oft französische Platten, die sie nicht mehr interessierten, zurück. „Ehape“, ein Laden im Schildern, neben dem Paderborner Rathaus, hatte als „Recycling“ solche Platten auf Lager. In diesem Laden, wo die Gefangenen oft einkauften, bekamen sie ein Dutzend Platten als „Leihgabe“, die sie dann wieder austauschen konnten gegen andere. Wenn nötig, opferte jeder von ihnen als Bezahlung einen Riegel Schokolade. Alle diese Platten fielen am Ende den Bomben zum Opfer.

Einen Raum im Lager hatten sich die Gefangenen als Kapelle eingerichtet. Es war wiederum der Gärtner Albert, der diesen Raum ausgeschmückt hatte. An Feiertagen hielt dort ein Priester, der mit im Lager lebte, Gottesdienst.

### Die Bewacher

Das Leben im Lager war sehr davon geprägt, in welcher Weise die Bewacher die empfangenen Befehle ausführten. Im Laufe der fünf Jahre wurden die Gefangenen mit sehr unterschiedlichen Verhaltensweisen konfrontiert. Es war offensichtlich, daß ihre Bewacher vor allem keine Unannehmlichkeiten haben wollten, etwa durch Flucht; denn dann riskierten sie, ihren relativ ruhigen Posten zu verlieren. Vom Lagerkommandeur hing es weitgehend ab, ob ihre Bitten und Anfragen (z.B. ob wegen fürchterlicher Zahnschmerzen am Sonntag ein Zahnarzt aufgesucht werden durfte) Erfolg hatten. Es gab einen Kommandeur, der sich mit dem Leiter des Städtischen Fuhrparks dahingehend geeinigt hatte, die Gefangenen auch sonntags arbeiten zu lassen – beide teilten sich den Profit. Die Gefangenen mußten streiken, um den Besuch eines Offiziers zu erzwingen und diesem Mißbrauch ein Ende setzen zu lassen.

Zu einer anderen Zeit hatten sie unter den Bewachern einen Soldaten aus Düsseldorf, der Jazzmusiker und alles andere als ein typischer Soldat war. Er erledigte für die Gefangenen die Einkäufe und stellte auch die Verbindung zwischen Herrn B., dem Inhaber eines Radiogeschäfts in der Paderborner Innenstadt, und Camille François her, was dazu führte, daß er in den Abendstunden in dieser Firma Radios reparieren durfte.

Keinen Erfolg hatte dieser Mann bei seinem Versuch, dem gelernten Buchdrucker

François eine Arbeitsstelle als Schriftsetzer bei einer religiösen Druckerei zu verschaffen.

### Freiheit

Zwar hatten die Kriegsgefangenen ihre äußere Freiheit verloren, doch empfanden sie eine gewisse geistige Freiheit („nous ressentions une certaine liberté d'esprit“), fühlten sich innerlich freier als deutsche Zivilisten oder auch die Zivilfranzosen, die freiwillig oder im Rahmen des „Service du Travail Obligatoire“ (STO) nach Deutschland gekommen waren.

Für sie waren die Dinge sehr klar: Daß sie gezwungen waren, in Deutschland zu sein, implizierte, daß sie Feinde der Deutschen blieben. Alles, was nach Kollaboration hätte aussehen können, lehnten sie ebenso ab wie ein militärisches Engagement in der „Légion Française contre le Bolchevisme“.

Als Kriegsgefangene waren sie geschützt durch die Genfer Konvention und nicht nur von der Wehrmacht abhängig. Ihre Verfehlungen wurden von Militärgerichten verhandelt, sie waren geschützt vor der Gestapo und den Konzentrationslagern, von denen sie zumindest wußten, daß es sie gab. Daher empfanden sie auch das, wovon die Gefangenenzeitung „Le Trait d'Union“ berichtete, wie Ohrfeigen: den Händedruck von Marschall Pétain und Hitler in Montoire oder die Parolen von Laval, der den Sieg Deutschlands wünschte.

Verglichen mit den deutschen Zivilisten, die in jeder Werkstatt von Nazispitzeln überwacht wurden und bei der kleinsten Verfehlung, mit einem einzigen falschen Wort riskierten, an die Ostfront versetzt zu werden, genossen sie weit größere Freiheit in Wort und Tat. Sie konnten sich freier äußern und sich auch unbehelligt am Schwarzmarkt beteiligen und Schwarzarbeit leisten.

Die Deutschen wußten, daß die Gefangenen fest mit dem Sieg der Alliierten und ihrer Befreiung rechneten. Manche Deutsche vertrauten ihnen Dinge an, die sie keinem Landsmann zu sagen gewagt hätten.

Auf ihre Weise hatten sie teil an der Kriegswirtschaft, indem sie ihre kleinen persönlichen Arbeiten machten: Sie stellten Schlüssel her, Ofenrohre, sogar eine Reihe von Backöfen, die sie – über Kriegsgefangene, die zur Landarbeit eingesetzt waren – gegen Verpflegung eintauschten.

Am Anfang wurden sie, wie schon berichtet, streng bewacht und immer wieder gezählt. Im Lager war der Morgen- und Abendappell obligatorisch. Zur Arbeit wurden sie von zwei Wachposten geführt und bei der Ankunft und vor der Rückkehr ins Lager durch den Pfortner des Werks gezählt.

Doch im Laufe des Krieges, als immer mehr Soldaten an der russischen Front gebraucht wurden, reduzierte man die Wachposten, setzte ältere oder verwundete Soldaten als Bewacher ein, man gab den Gefangenen auch mehr Freiheit, indem man ihnen erlaubte, allein zur Arbeit zu gehen und in kleinen Gruppen sonntags in die Stadt, wo-

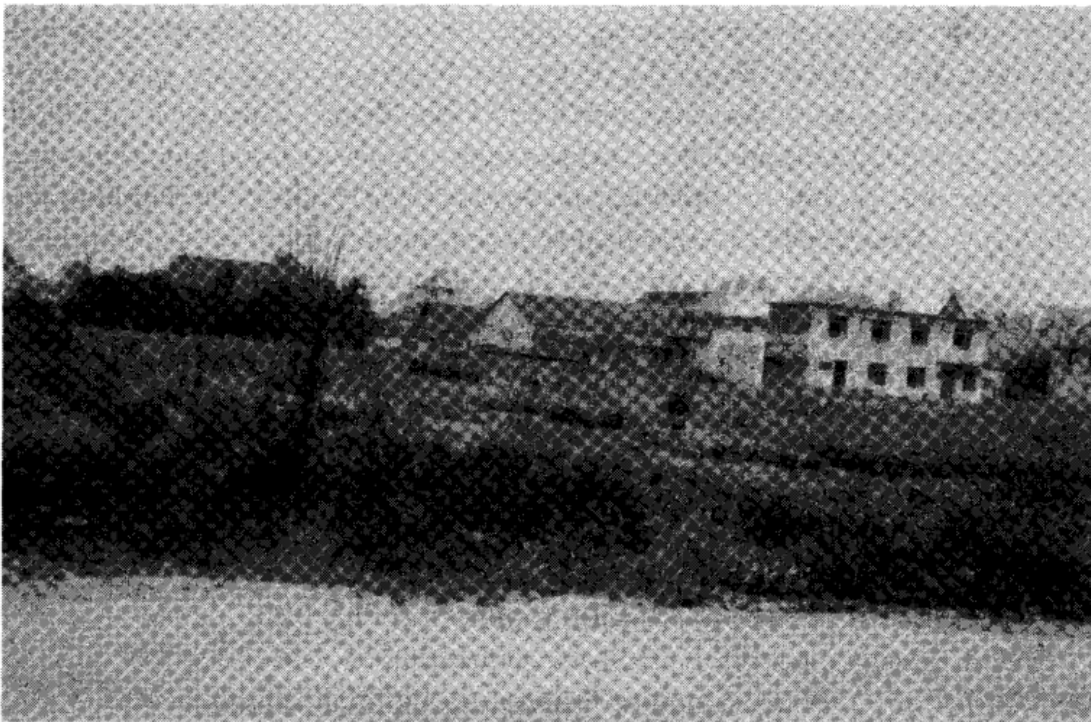
bei ein Gefangener die Verantwortung für alle übernahm.<sup>4</sup> Aber all diese Versuche waren nicht von Dauer, es war eine Pseudofreiheit, die sogleich wieder eingeschränkt wurde, wenn wieder einmal ein Gefangener die Chance genutzt hatte und geflohen war

Als Camille François bei der Firma B. beschäftigt war, war dies eine Zeit, als die Gefangenen ohne Bewacher zur Arbeit gingen. Nach seinen zehn Stunden im Werk ging er also allein in die Reparaturwerkstatt am Markt und wurde nach drei Stunden und einer Abendmahlzeit von einem der Söhne, 14 Jahre alt, ins Lager zurückgebracht.

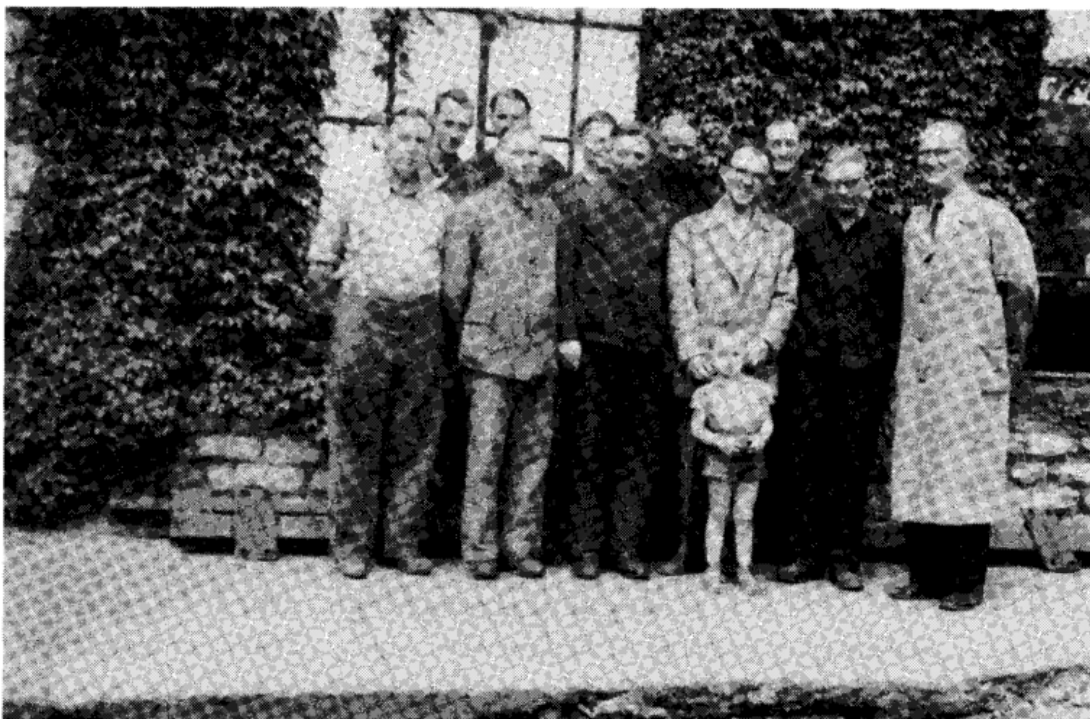
1943 wurde den Gefangenen das Angebot gemacht, sich umwandeln zu lassen in „freie“ Zivilarbeiter, doch nur wenige machten freiwillig davon Gebrauch. Dafür gab es zwei Gründe. Zum einen hätten die Gefangenen damit ihren gesetzlichen Schutz durch die Genfer Konvention verloren, zum andern wirkte das Beispiel ihrer „freien“ Landsleute nicht verlockend. Viele dieser Zivilfranzosen wußten nicht, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollten. Im Lager gab es ganz andere Möglichkeiten, die Zeit in der Gemeinschaft sinnvoll zu verbringen. Manch ein Zivilfranzose kam am Wochenende ins Lager, um dort am Gemeinschaftsleben teilzunehmen, während ein Gefangener dessen Platz draußen einnahm. Für die Wache war das gar kein Problem: Für sie kam es nur darauf an, daß beim Appell die Zahl der Lagerinsassen stimmte.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Laut der „Meldungen aus dem Reich“ v. 26. 1. 42 hatte „die Lockerung der Bewachungsvorschriften für kriegsgefangene Franzosen in der Bevölkerung eine unterschiedliche Aufnahme gefunden. Während in einem Teil der Berichte hervorgehoben wird, daß die Bevölkerung es nicht verstehe, wenn man Kriegsgefangenen eine derart milde Behandlung zuteil werden lasse, werden andererseits auch zahlreiche Stimmen laut, daß sich unser Verhältnis zu Frankreich grundlegend geändert habe und daß zudem schon zahlreiche Zivilfranzosen, die während des Krieges auch im französischen Heer gedient hätten, in Deutschland eingesetzt seien, die Lockerung der Bestimmungen durchaus angebracht sei.“ (a.a.O., S. 3218) Daß die gelockerte Bewachung in den Augen der Bevölkerung sich auch ungünstig auswirkte, wird ebenfalls berichtet. War zunächst „die Zunahme der Arbeitsfreudigkeit und Leistung der Franzosen hervorgehoben“ worden, mehrten sich später negativ getönte Meldungen. Den Franzosen wird vorgeworfen, sie „benehmen sich frech und herausfordernd“ und „fühlen sich auf Grund der gelockerten Bewachungsmaßnahmen kaum mehr als Kriegsgefangene. Aus ihren Reden sei zu entnehmen, daß bei ihnen grundsätzlich die Tendenz bestehe, Arbeit nach Möglichkeit abzuweisen.“ Die Franzosen seien „unzufrieden und aufsässig“, auch selbstbewußter geworden, und zeigten ein „anmaßendes Wesen“. Auch sei ein deutliches Nachlassen der Arbeitsleistung zu beobachten, es komme sogar zu Arbeitsverweigerungen, da es an geeigneten Strafmaßnahmen fehle. Der Bevölkerung sei es „unverständlich, daß sich Kriegsgefangene ohne ernste Folgen so etwas erlauben dürfen, während jeder Deutsche dafür eingesperrt würde“. Die deutsche Arbeiterschaft sehe „teilweise dem Treiben der französischen Kriegsgefangenen mit einer gewissen Ironie zu und weist darauf hin, daß sie, falls sie so handeln würden, sofort einem Arbeitserziehungs- oder Konzentrationslager zugeführt würden“. (vgl. a.a.O., S. 3323 ff.). „Die Auflockerung der Bewachung (habe) den Kriegsgefangenen zuviel Freiheit gegeben, so daß dadurch eine enge Berührung mit der deutschen Bevölkerung erfolge.“ Besonders kritisch wurde gesehen, daß die „Annäherungsversuche an französische Kriegsgefangene durch deutsche Frauen zugenommen hätten“. (a.a.O., S. 3328) Zum Einsatz frz. Kriegsgefangener vgl. auch „Meldungen aus dem Reich“, S. 5194 ff.

<sup>5</sup> Da im Deutschen Reich dringend Arbeitskräfte gebraucht wurden, erließ man am 1. April 1943 ein Statut (das „erleichterte Statut“): 250 000 frz. Kriegsgefangene wurden „beurlaubt“ und in das zivile Arbeitsverhältnis überführt. „Das OKW war froh, die an der Bewachung der Gefangenen gebundenen Kräfte der Wehrmacht freisetzen zu können“ (U. Herbert, a.a.O., S. 251).



Der Platz, wo das Lagergebäude stand, nach dem Krieg.



Erster Besuch bei den alten Arbeitskollegen im Bahnausbesserungswerk nach dem Krieg.

### Informationen

Am Anfang waren Informationen knapp. Entweder bekamen die Gefangenen sie von ihren deutschen Arbeitskollegen, die sie mit den Siegesmeldungen aus ganz Europa überhäufteten, oder sie wurden ihnen durch eine kleine Zeitung übermittelt: „Le Trait d'Union“, die für alle französischen Kriegsgefangenen in Deutschland gedruckt wurde. Diese reproduzierte nur die offiziellen Nachrichten und förderte die Kollaboration zwischen Frankreich und Deutschland „pour la construction d'une Europe chrétienne“ (um ein christliches Europa zu errichten). Die französischen Zeitungen, die aus denselben Quellen schöpften und die die Gefangenen hätten abonnieren können, hatten auch nichts anderes zu berichten. Man ließ später über die Lautsprecher ihres Gemeinschaftsraums im Lager die Nachrichten-Bulletins von Radio Paris laufen; dabei handelte es sich um deutsche Informationen, die ins Französische übersetzt wurden.

Später, besonders als Camille François bei der Firma B. arbeitete, konnte er allein in einer Werkstatt im zweiten Stock Radio Schweiz empfangen, englischen Rundfunk (BBC) und über Kurzwelle sogar amerikanischen Rundfunk. Auf diese Weise überbrachte er jeden Abend seinen Kameraden verlässliche Nachrichten.

Endlich gelang es ihm sogar, ein System zu basteln, mit dem er den BBC auf die Lautsprecher im Lager legen konnte. Natürlich mußte dann jemand im Hof Wache halten. Daß die Gefangenen so gut informiert waren, mußte gewissen Nazis im Werk bizarr erscheinen. Das Lager wurde – vermutlich von der Gestapo – durchsucht, um sicherzustellen, daß sie keinen Radioempfänger besaßen. Aber da der technische Teil dieser Kontrolle Herrn B. anvertraut worden war, in dessen Werkstatt Camille François arbeitete, durfte jener nichts finden, sonst hätte er sich selbst gefährdet. Manch eine kleine elektrische Bastelei, die sich die Gefangenen ausgedacht hatten, fiel allerdings dieser Durchsuchung zum Opfer.

Im Februar 1944 mußte Camille François auf Befehl der Polizei aufhören, in der Radiofirma zu arbeiten. Der Grund war, daß Mutter und Schwester als Angehörige der Résistance ins KZ eingeliefert worden waren (s.u.). Wäre er Zivilarbeiter gewesen, hätte man ihn möglicherweise auch ins KZ geschickt.

### Moral

Im Laufe einer fünfjährigen Gefangenschaft, so meint Camille François, kann man sicher nicht von einer gleichbleibenden Moral sprechen. Sie hing sehr von den Ereignissen und der familiären Situation jedes Einzelnen ab. Die Briefe, die die Gefangenen bis zur Landung der Alliierten in der Normandie regelmäßig und dann weniger regelmäßig bekamen, enthielten nicht nur gute Nachrichten. Man erfuhr von Krankheiten, Todesfällen, Schwierigkeiten mit der Lebensmittelversorgung, und manch einer mußte die Nachricht verkraften, daß ihn die Ehefrau verlassen hatte.

Es gab unter den Gefangenen zwei unterschiedliche Einstellungen. Die einen klammerten sich anfangs an die Hoffnung auf eine mehr oder weniger schnelle Befreiung und sagten sich, daß es nicht nötig sei, sich auf die Gegebenheiten einzustellen

und sich häuslich einzurichten. Sie lebten im Lager ein reduziertes Leben und beklagten ihr Los. Die anderen, zu denen auch Camille François gehörte, beschäftigten sich – in dem Wunsch, diese Zeit zu nutzen – mit verschiedenen Bastelarbeiten, mit Musik, Laienspiel etc. und brachten auf diese Weise die anderen dazu, aus ihrer demoralisierten Haltung herauszukommen. Das ging manchmal so weit, daß sie sich selbst im Werk wie die „gamins“ (Lausbuben) aufführten, aber so versetzten sie sich in einen Zustand außerhalb ihrer Realität. Im Lager gab es manchmal Verfolgungsjagden, Schein-Catchen unter den Tischen, dabei wurde entsprechend gebrüllt. Im Werk gab es Wettrennen zwischen Louis und Jean, unter Löwengebrüll in den Gruben unter den Lokomotiven, und manchmal beteiligten sich sogar ein oder zwei Deutsche daran.

Es ist klar, daß die Gefangenen nach Stalingrad mehr Grund hatten zu hoffen, und mehr noch, als die Alliierten in Frankreich gelandet waren, aber sie waren immer gewappnet, indem sie bis zum letzten Augenblick aktiv waren; denn die Befreiung konnte sich immer noch durch ein unvorhergesehenes Ereignis verzögern (Ardennenoffensive, Vergeltungswaffen V 1, V2). Diese ein wenig verrückte Haltung, die den Deutschen vollkommen unverständlich war, stärkte nicht nur die allgemeine Moral der Gefangenen, sondern löste bei den Deutschen auf subtile Weise Zweifel an den Behauptungen der Nazipropaganda aus.

### Umgang mit der Bevölkerung

Im Gegensatz zu den Kameraden, die auf Bauernhöfen arbeiteten und die, wenn sie selbst Bauern oder Landarbeiter waren, oft den Bauern, der eingezogen worden oder verschwunden war, ersetzten, hatten die Kriegsgefangenen im Paderborner Lager kaum Kontakt mit deutschen Arbeitskollegen im Werk. Da die meisten kein Deutsch sprachen, war die Verständigung ohnehin schwierig und der Kontakt sehr eingeschränkt. Für Camille François war das etwas anders. Er sprach Deutsch, kam bei seiner Reparaturarbeit im ganzen Werk herum, und er mußte zweimal am Tag mit den Kameraden, die Küchendienst oder Servierdienst hatten, in die Küche gehen, um die Mahlzeit zu holen und die Anzahl der Rationen zu klären. Er mußte also die Küchenchefin treffen, die eine überzeugte Nationalsozialistin war und die die Gefangenen immer – ganz linientreu – zu überzeugen versuchte, wieviel wertvolle Energie die gelieferten Lebensmittel enthielten. Auch die anderen Köchinnen traf er dort, junge Mädchen und Frauen: Frl. M., Frl. P. und Frau Z., die den Gefangenen die Butterbrote zubereitete und für die Franzosen immer die Wurst- und Käsesorten wählte, die so wenig künstlich wie möglich waren. Camille François erinnert sich, wie sie zur Köchin sagte: „Die Franzosen mögen das nicht“, und es stattdessen den Italienern gab.

Im Laufe der Jahre verbesserten sich die Beziehungen in dem Maße, wie man sich gegenseitig besser kennenlernte. In Paderborn, betont Camille François, seien die Beziehungen zwischen den Deutschen und den französischen Gefangenen niemals schwierig gewesen. Die Gefangenen hatten sich vorgenommen, sich immer so sauber und ordentlich wie möglich zu zeigen, und bei der Arbeit fleißig und leistungsfähig, um

die Vorstellungen, die viele Deutsche von den Franzosen hatten, zu widerlegen. Nach dem Krieg schrieben französische Zeitungen, die Gefangenen seien die besten Botschafter Frankreichs gewesen.

Camille François betont, daß er das Glück hatte, während seiner Gefangenschaft mehrere Menschen mit ihren Familien kennenzulernen, mit denen ihn bis heute Freundschaft verbindet. Einer von ihnen ist Josef G., ein Arbeitskollege, mit dem er sich sofort sehr gut verstand („Nous fraternisons rapidement...“). Bei Bombenangriffen gegen Kriegsende, als beide kein Vertrauen mehr zu dem Luftschutzkeller hatten und die Brandmauer des Werks schon zahlreiche Lücken hatte, liefen sie gemeinsam aus dem Gebäude heraus, um einen weniger gefährlichen Ort zu finden. Bei einem dieser Angriffe sagte Josef G. zu ihm: „Wenn etwas passiert, kannst du zu mir kommen. Ich wohne in Lichtenau an der Straße nach Kassel, 25 km von hier.“ Camille François war auch während eines Alarms in Wewer gewesen, wo er ein Radio für die Familie M. – die Tochter arbeitete in der Kantine – reparierte. Und natürlich war da auch die Familie B., bei der er Erfahrungen im Reparieren von Radios erworben hatte. Bei seinen deutschen Bekannten hatte er schon damals den Spitznamen „Radio“.

Schwer sei gewesen, sagt Camille François, daß die Gefangenen ohne Frauen leben mußten. Eine sexuelle Beziehung zu deutschen Frauen war streng verboten.<sup>6</sup> In Verbindung mit dem Arbeitskommando in der Bleichstraße ist ein solcher Fall nie bekannt geworden.<sup>7</sup>

### Flucht aus der Gefangenschaft

Es hat Ausbrüche aus dem Lager gegeben. Am Anfang wurde dies nicht für so schwerwiegend angesehen; viele Offiziere der Wehrmacht hielten den Wunsch zu fliehen für normal. Bald jedoch gab es Instruktionen, Gefangene, die einen Fluchtversuch unternommen hatten und wieder eingefangen worden waren, hart zu bestrafen. Besondere Straflager wurden eingerichtet (Polen, Rawa Ruska), der Gefangene bekam wenige

- <sup>6</sup> „Verbotener Umgang mit Ausländern“ war während des Krieges in Deutschland ein häufiges Delikt, „vor allem die Beziehungen zwischen französischen Kriegsgefangenen und deutschen Frauen standen im Mittelpunkt der Kritik von Partei und Behörden.“ Die Strafen schwankten zwischen einem halben und vier Jahren Gefängnis für die deutsche Frau, zwischen zwei und sechs Jahren für die Franzosen. Die Militärgerichte verhängten in der Regel drei Jahre Gefängnis, wohl auch deshalb, weil nach den Bestimmungen der Genfer Konvention Vertreter der Schutzmächte an der Verhandlung teilnehmen durften und das Urteil ihnen zuzustellen war. Ein Erlass des RSHA vom 5. August 1940, in dem es hieß, „daß gemäß Befehl des Führers kriegsgefangene Franzosen, Engländer und Belgier beim Geschlechtsverkehr mit deutschen Frauen und Mädchen genauso mit dem Tode zu bestrafen sind wie polnische Kriegsgefangene“, änderte an dieser Praxis der Militärgerichte nichts. (vgl. U. Herbert, a.a.O., S. 125)
- <sup>7</sup> 1943 wurde eine Paderbornerin „wegen verbotenen Umganges mit französischen Kriegsgefangenen“ zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Es wurde ihr vorgeworfen, sie habe einem frz. Kriegsgefangenen, der in demselben Werk arbeitete wie sie, zur Flucht verholfen. Vgl. A. Telgenbüscher, *Frauen in Paderborn 1933-1945*, Paderborn 1994, S. 45, vgl. auch „Und wie das alle so war...“, hg. A. Telgenbüscher, Paderborn 1995, S. 54ff.



oder gar keine Pakete mehr, die Verpflegung wurde gekürzt, und er war verschärftem körperlichen Drill ausgesetzt.

Jeder Flucht folgte eine komplette Durchsuchung des Lagers, um alles zu finden und zu vernichten, was zur Fluchtvorbereitung hätte dienen können (Nahrungsmittel, Kleidung). Die Disziplin wurde verschärft in der Hoffnung, daß die Kameraden, die darunter litten, sich in Zukunft jedem gegenüber feindlich verhalten würden, der ebenfalls eine Flucht plante.

Diese Rechnung ging jedoch nicht auf. Die Sorge, dies könnte auf die Gemeinschaft zurückfallen, hielt die Gefangenen nicht davon ab, den zu unterstützen, der fliehen wollte. Sie hatten Respekt vor der Freiheit jedes Einzelnen.

Camille François selbst allerdings hat nie an Flucht gedacht. Dafür gab es mehrere Gründe. Als er Dolmetschte, nahm er an allen Appellen teil, er war herausgehoben, weil er die Instruktionen des Lagerkommandeurs übersetzen oder mit ihm gemeinsam klären mußte, weshalb jemand, zum Beispiel wegen Krankheit, nicht angetreten war. Das Fehlen des Dolmetschers wäre gleich beim folgenden Appell aufgefallen: Er war nicht nur ein „Stück“ unter vielen anderen Gefangenen.

Außerdem hatte er eine Vorstellung von der Situation in Frankreich, wo die Rationierung schlimmer und schärfer war als die, die sie in Deutschland erlebten. In Frankreich hätte er auch weniger rechtlichen Schutz genossen als den durch die Genfer Konvention. Da alle französischen Fabriken für Deutschland arbeiteten, erlaubte ihm der Ort, an dem er war, weniger produktiv zu sein und mehr zu lernen („la place que j'occupais me permettait d'être moins productif et d'apprendre beaucoup“). Er hatte auch das Gefühl, im Lager für seine Kameraden von Nutzen zu sein, sie, falls nötig, verteidigen zu können und ihnen zu helfen, die Moral zu bewahren und durchzuhalten.

### **Persönliches: Das Schicksal der Familie François**

Camille François' Vater war im Herbst 1940 in Nancy an Krebs gestorben. Seine Mutter und Schwester wohnten in Joeuf, einem Ort im Elsaß (Lothringen), der an der neuen Grenze nach Deutschland lag (altes Mosel-Department). Einwohner dieses Dorfes, darunter auch die Angehörigen von Camille François, halfen, entflozene Kriegsgefangene, aber auch Lothringer, die nicht in dem von den Deutschen besetzten Teil bleiben und nicht zum Arbeitsdienst und zum deutschen Militär eingezogen werden wollten, mit der Eisenbahn in den nicht besetzten Teil Frankreichs zu schmuggeln. Sie beherbergten sie und versorgten sie mit Lebensmitteln und falschen Papieren. Camille François selbst hat über Mutter und Schwester die Fahrpläne der Züge erhalten, die durch Trier fuhren und weiter bis Joeuf an der neuen Grenze nach Deutschland. Mehrere seiner Kameraden im Paderborner Lager bedienten sich dieses Weges und wurden im Hause François beherbergt.

Seine Mutter konnte nicht verstehen, daß er anderen zur Flucht half, doch selbst nicht fliehen wollte. Sie begann, ihm etwas zukommen zu lassen, was er für eine Flucht brauchen würde. Das vier Kilometer entfernte Nachbardorf, wo seine Schwester Leh-

lerin gewesen war, war deutsch geworden. Von dort aus war es möglich, Briefe und Pakete mit der normalen Post, also unkontrolliert, direkt nach Paderborn zu schicken: entweder an die Adresse eines verständnisvollen Deutschen oder an einen Zivilfranzosen, der bei ihm arbeitete. Camille François stand diesem gefährlichen Unternehmen ablehnend gegenüber, doch trotz seiner Warnungen gab es Sendungen, die schließlich entdeckt wurden, was zu den Verhaftungen in Joeuf führte. (Ein Spitzel verriet diese „groupe de la Vallée de l'Orne“ an die Gestapo. Er wurde nach dem Krieg hingerichtet.)

Auch Camille François wurde einem Verhör durch die Gestapo unterzogen, sein Lagerkommandeur setzte sich jedoch für ihn ein, indem er sagte, daß für ihn als Kriegsgefangenen die Gerichtsinstanzen der Wehrmacht zuständig seien. So entkam er knapp dem KZ. Mutter und Schwester wurden 1942 als Angehörige der Résistance zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach Ablauf dieser Zeit kamen sie jedoch nicht wie erhofft frei, sondern wurden in einer „Nacht-und-Nebel“-Aktion von Hamburg ins KZ Ravensbrück gebracht. Unterwegs warfen sie auf dem Bahnhof von Neubrandenburg einen Zettel, an Camille François adressiert, aus ihrem Eisenbahnwaggon. Darauf stand, wohin sie unterwegs waren und daß es ihnen einigermaßen gut ging. Durch einen schier unglaublichen Zufall wurde dieser Zettel von einem französischen Kriegsgefangenen, der auf der Strecke arbeitete, gefunden; im September 1944 informierte er Camille François in einem Brief.

Seine Mutter starb im März 1945 im KZ Mauthausen, die Schwester wurde in Bergen-Belsen schwerkrank befreit.

### **Kriegsende, Befreiung und Heimkehr**

1945 gab es immer häufiger Luftalarm in Paderborn, und immer mehr durch Bomben beschädigte Lokomotiven waren im Werk zu reparieren. Im Januar wurde der Rangierbahnhof bombardiert. Da die Brandmauern zum Teil zerstört waren, liefen die Arbeiter bei Angriffen lieber ins Freie. Bei dem letzten, großen Angriff auf Paderborn am 27. März 1945 lief Camille François wieder Richtung Wewer aus der Stadt hinaus. Er überlebte, auf der Erde liegend. Der Angriff, erinnert er sich, dauerte 25 Minuten. Der Himmel war bedeckt, man sah kein Flugzeug.

Nach dem Angriff kehrte er zum Werk zurück, um seine persönliche Kleidung zu holen; dann schlug er sich zum Lager in der Bleichstraße durch. Die Straßen brannten im Feuersturm, auch das Lagergebäude stand in Flammen. Er versuchte - in starkem Rauch, das Taschentuch vorm Mund - das Röhrenmeßgerät zu finden, das er nach Frankreich mitnehmen wollte. Wegen des Rauchs mußte er die Suche aufgeben. Später fand er es, verbrannt. Die Kameraden kamen zurück: Sie sollten sich sammeln und in Kolonne an einen unbekanntem Ort gebracht werden. Jetzt war Camille François entschlossen zu fliehen. An einer Straßenbiegung gelang es ihm, mit einem Kameraden hinter einem Gebäude zu verschwinden.

In Wewer wurden sie von der Familie M. herzlich empfangen, doch vor der SS im

Dorf gewamt. Trotzdem verbrachten sie dort die Nacht. Am nächsten Morgen liefen sie nach Lichtenau, unbehelligt von Kontrollen. In Lichtenau war es sehr schwer, die Familie des Josef G. zu finden, weil sein Familienname mit einem Vornamen identisch ist, was Verwirrung stiftete. Aber endlich fanden sie die G.'s, wurden herzlich empfangen und auf dem Dachboden einquartiert, von Frau G. mit Schinkenbrotten üppig gepflegt. Sie waren begeistert von dieser Frau, die im Krieg allen zu essen gab, die es brauchten, ganz gleich, welcher Nationalität die Menschen angehörten.

Während von weitem die vorrückenden Panzerkolonnen zu hören waren, hielten sie sich versteckt - bis die Amerikaner in Lichtenau einrückten und ihnen sagten, sie sollten zurückgehen nach Paderborn. Das taten sie per Fahrrad, fanden in den verlassenen amerikanischen Panzern Kleidung und andere nützliche Dinge wie Rasierapparate, Zigaretten usw.

Zurück in Paderborn, wurden sie davon überrascht, daß die Amerikaner sie „wieder in den Käfig steckten“, einsperrten - diesmal wegen der Plünderungen hauptsächlich von Russen. Das gefiel ihnen nicht und sie brachen wieder aus, diesmal aus dem Lager der Befreiten. Zurückgekehrt nach Wewer fanden sie einen französischen Unteroffizier, den die Amerikaner zum Polizisten im Dorf gemacht hatten. Er bat sie, ihm zu helfen, und brachte sie in Kontakt mit den Amerikanern, die im Schloß untergebracht waren. Sie konnten mit ihnen frühstücken, alle anderen Mahlzeiten bereiteten sie sich selbst „à la française“ bei der befreundeten deutschen Familie in Wewer zu. Hier machten sie sie bekannt mit „frites“ und „ragout“ - eine internationale Küche gab es damals noch nicht. Camille François kümmerte sich darum, daß die Familie mit Strom versorgt wurde.

Er erinnert sich: „Ces heures, passées à Wewer, sont inoubliables. Après 5 ans d'enfermement goûter à la liberté... fin avril - début mai, en même temps que le renouveau du printemps, des fleurs, c'était une sensation extraordinaire et cela avec l'aide de deux familles qu'on ne pouvait qualifier d'opportunistes.“ Diese Stunden in Wewer sind unvergesslich. Nach fünfjähriger Gefangenschaft die Freiheit kosten! Ende April, Anfang Mai, zur gleichen Zeit, wie die Natur sich erneuert, genießen die ehemaligen Gefangenen ihr neues Leben. Ein außerordentliches Gefühl, das sie genießen „mit Hilfe zweier deutscher Familien, die man nicht Opportunisten nennen konnte.“

Als „Polizei“ mußten sie hauptsächlich aufpassen, daß die Sperrstunde befolgt wurde. Camille François kam immer lautstark per Motorrad, so daß die Weweraner Zeit hatten, rechtzeitig zu verschwinden. Er wurde damit beauftragt, mit dem Pferdewagen den Chef der NSDAP von Wewer zu den Engländern nach Salzkotten zu bringen. Dabei war er mit einem „superben“ Karabiner bewaffnet - doch ohne Munition.

Eine gewisse Zahl ehemaliger Gefangener - Offiziere des Oflag VI A in Soest - hatte am Anfang davon profitiert, daß amerikanische Flugzeuge in Paderborn landeten und dann nach Frankreich flogen. Camille François und seinem Kameraden hatten die amerikanischen Offiziere versprochen, sie so bald wie möglich nach Sennelager zur Repatriierung gehen zu lassen. Im Jeep wurden sie dorthin gebracht. Nach einigen

Tagen Wartezeit im Lager fuhren sie im Lastwagen zunächst nach Münster<sup>8</sup> und weiter mit der Eisenbahn, auf einer provisorischen Brücke mit nur einem Gleis, über den Rhein; die Fahrt ging durch die Niederlande und Belgien, während Frauen mit Kaffee und Süßigkeiten für die ehemaligen Gefangenen den Bahndamm säumten. Longuyon war der erste französische Bahnhof, man bot ihnen um 3 Uhr früh Rotwein an...

Camille François hatte keine Familienangehörigen mehr in der Nähe, so gab er Paris als Ziel an. In der Nacht vom 7. zum 8. Mai passierten sie Reims, alles war hell erleuchtet, man unterzeichnete dort den Waffenstillstand. Am 8. Mai morgens stieg er in Paris aus, kam bei Freunden unter. In den Straßen tanzten die Menschen und feierten den Sieg.

Seine Schwester kam aus Bergen-Belsen zurück und wurde schwerkrank ins Krankenhaus eingeliefert, wo sie monatelang bleiben mußte.

In Nancy wurde ihm eine Arbeitsstelle als Radiotechniker angeboten. 32 Jahre lang sollte er in diesem Beruf arbeiten. Mit den drei deutschen Familien, die er in Paderborn kennengelernt hatte, begann eine Korrespondenz, die bis heute andauert. Man besucht sich gegenseitig in Deutschland und in Frankreich; bis heute verbindet alle „l'amitié dure“ - eine unverbrüchliche Freundschaft.

<sup>8</sup> Die Paderbornerin Eva Sternheim-Peters schreibt über die heimkehrenden Franzosen: „Als ein trikoloreshmückter Lastwagen an ihr vorbeifuhr, mit dem französische Kriegsgefangene singend und tanzend die Fahrt in ihre Heimat antraten, winkte E. ihnen zu, und es gelang ihr sogar zu lachen, weil sie sich freute, daß es noch Menschen gab, die Grund hatten, fröhlich zu sein.“ (Die Zeit der großen Täuschungen, Bielefeld 2. Aufl. 1992, S. 379)

# Strom für Paderborn: Wie die Elektrizität Einzug in die Domstadt hielt (Teil 1)

von Rainer Lakmann

## Einleitung

Das Thema Strom ist in aller Munde. Nachdem wie beim Telefonieren das Monopol abgeschafft und ein freier Wettbewerb eingeführt worden ist, kämpfen die Energieversorger mit aufwendigen Marketingkampagnen und immer neuen Tarifangeboten um jede Steckdose. Endlich wird den Menschen bewußt, wie sehr elektrischer Strom ein wesentlicher und unverzichtbar erscheinender Bestandteil der menschlichen Zivilisation, das „fünfte Element“ in einer sich der effektiven Nutzung der Technik verschriebenen Welt geworden ist. Daher mag es verwunderlich erscheinen, dass Strom bis Mitte dieses Jahrhunderts keineswegs ein selbstverständliches Gut war und die Elektrizitätswerke nur mit großen Mühen die Elektrifizierung vorantreiben konnten.

Der folgende Beitrag beschreibt die Entwicklung der Stromversorgung in der Stadt Paderborn von den Anfängen bis nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>1</sup> Im Mittelpunkt sollen nicht technische Fakten und Details stehen, sondern die Art und Weise, wie versucht wurde, die skeptische, eher technikfeindlich eingestellte Bevölkerung an die neue Energie heranzuführen.

## 1 Von der Lampe bis zur Straßenbahn – Paderborn entdeckt die Elektrizität (1883 - 1909)

### 1.1 Elektrizitätswerk: Gaswerk 0:1

Am 9. Januar 1909 wurde die „Paderborner Elektrizitätswerk und Straßenbahn Aktiengesellschaft“, kurz PESAG, gegründet. Damit begann die öffentliche Stromversorgung für Paderborn und das Umland.<sup>2</sup> Jedoch war Elektrizität für die Bürger Paderborns nichts absolut Neues mehr. Bereits im Jahr 1883, ein Jahr nachdem Thomas Edison in New York das erste öffentliche Elektrizitätswerk hatte errichten lassen, und ein Jahr bevor in Berlin die erste öffentliche Stromversorgung in Deutschland aufgebaut wurde, schlug das *Westfälische Volksblatt* vor, die Wassergefälle der Pader zur Erzeugung von Strom zu nutzen.<sup>3</sup> Allerdings stieß dieser Appell auf taube Ohren; weder in der Bevölkerung noch bei den Vertretern der Stadt regte sich ein spürbares Interesse. Verständlich, denn mit Energie wurden die Paderborner bereits durch das

<sup>1</sup> Der folgende Text ist der stark gekürzte erste Teil meiner unveröffentlichten Magisterarbeit „Strom für Paderborn – Die Elektrifizierung eines ländlich strukturierten Raums“ (1998).

<sup>2</sup> Zur Entwicklung der Stromversorgung im Paderborner Land bis 1914 gibt es eine unveröffentlichte Magisterarbeit. Vgl. BEDRANOWSKY, passim

<sup>3</sup> *Westfälisches Volksblatt* (fortan *WV* abgekürzt) vom 24.11.1883, „Die Pader und die Electricität“.

städtische Gaswerk versorgt.<sup>4</sup> Da die Gasanstalt rentabel wirtschaftete und der Stadtkasse gute Einnahmen bescherte, stand der Stadt nicht der Sinn nach Veränderungen.

Ausgenommen der Stadtverordnete Albert Pape, ein wohlhabender Verlagsbuchhändler und fasziniert von den Anwendungsmöglichkeiten des Stroms: 1889 ließ er sein Haus elektrisch einrichten; in seiner Wohnung „fehlte weder ein elektrischer Tischventilator noch der elektrische Zigarettenanzünder“.<sup>5</sup> Nachdem die Stadtverordneten Papes Haus im Dezember 1889 besichtigt hatten, entwickelte sich eine über viele Jahre hinstreckende Debatte, ob die Stadt die Einführung der Elektrizität fördern solle.

Ein weiterer Anstoß ergab sich fast zwei Jahre später: 1891 fand in Frankfurt am Main von Mai bis Oktober die „Internationale Elektrotechnische Ausstellung“ statt, eine Leistungsschau der Elektrotechnik. Den absoluten Höhepunkt bildete die Übertragung von Drehstrom über eine 175 Kilometer lange Strecke von Lauffen bis nach Frankfurt. Der bis dahin bestehende Konkurrenzkampf zwischen Gleichstrom und Drehstrom, die Entwicklung der Elektrizitätswirtschaft stark hemmend, entschied sich damit zugunsten des Drehstroms. Dieser läßt sich, anders als Gleichstrom, zwar nicht speichern, so dass von den Kraftwerken immer genügend Elektrizität vorgehalten werden muss, dafür kann er über riesige Entfernungen ohne nennenswerte Verluste übertragen werden. Damit war Elektrizität gerade für ländliche Gebiete ohne Möglichkeit, flächendeckend Einzelanlagen errichten zu können, interessant geworden.

Auch eine Paderborner Abordnung, bestehend aus drei Stadtvertretern, darunter Albert Pape, besuchte die Ausstellung in Frankfurt. Wieder daheim in Paderborn, resümierte Pape, die Zukunft gehöre dem Strom, „denn er gibt uns Licht, Kraft und Wärme“.<sup>6</sup> Elektrizität beurteilte er vorausschauend als neuen allumfassenden Energieträger; indes beantwortete er die von den anderen Stadtverordneten gestellte Frage, ob der Bau einer elektrischen Zentrale für Paderborn ein zwingendes Bedürfnis sei, mit „weder ja noch nein“. Da das Gaswerk mittlerweile an seine Kapazitätsgrenzen gestoßen war, entzündete sich ein Streit, welcher der beiden Energieträger nun der Vorzug zu geben sei.

Für eine Entscheidung in dieser Pattsituation sorgte die Erfindung des „Auerschen Gasglühlichts“. Entwickelt vom Chemiker Carl Auer von Welsbach, strahlte es so hell wie eine elektrische Kohlenfadenlampe, kostete im Betrieb aber nur ein Fünftel bis ein Sechstel so viel. Ab 1892 fand es überall Verbreitung, auch für die Außenbeleuchtung:

<sup>4</sup> 1854 von privater Hand errichtet, war das Gaswerk 1866 teilweise und 1872 vollständig in städtischen Besitz übergegangen. Zur Geschichte des Gaswerks vgl. SCHRÖDER, *passim*.

<sup>5</sup> *Freie Presse* (fortan *FP* abgekürzt) vom 07.12.1946, „50 Jahre Elektrowirtschaft in Paderborn“. – 1889 schaffte sich auch der Mühlenbesitzer Franz Schwarzendahl eine elektrische Anlage zur Beleuchtung seines Hauses an.

<sup>6</sup> „Bericht des Stadtverordneten Albert Pape über den Städtetag am 27., 28. und 29. August in Frankfurt bei Gelegenheit der internationalen elektrotechnischen Ausstellung, vorgetragen in der Stadtverordneten-Sitzung am 13. Novbr. 1891“. In: Stadtarchiv Paderborn (fortan *StAPb* abgekürzt) A 3380.

Paderborn ließ als erste deutsche Stadt 1894 die Straßen mit diesem Licht beleuchten. In ganz Deutschland trat das Gasglühlicht nun seinen Siegeszug an; das Interesse an elektrischer Beleuchtung ging schlagartig zurück. Daher beschlossen die Paderborner Stadtverordneten im Mai 1897 den Neubau der Gasanstalt.<sup>7</sup> Doch auch ohne die Erfindung des Gasglühlichts hätte sich die Stadt gegen die Elektrizität entschieden: Während Gas eine vertraute Erscheinung war, erschien Elektrizität den skeptischen Paderbornern noch als „Buch mit sieben Siegeln“, wie ein Stadtverordneter freimütig bekannte.<sup>8</sup>

Die Errichtung einer elektrischen Zentrale war nun auf längere Zeit hin unmöglich geworden, auch für Privatunternehmen. Der Grund: Die Überkreuzung öffentlichen Eigentums, vor allem von Straßen, mit elektrischen Leitungen durfte nur mit Einwilligung der betreffenden Kommune erfolgen. Ein Vetorecht, das die Stadt Paderborn wie viele andere Städte und Gemeinden sehr rigoros anwandte, vor allem zum Schutz ihrer Gasanstalt.<sup>9</sup> Somit war die Entwicklung der Elektrizitätsversorgung zunächst beschränkt auf Einzelanlagen, die ein Haus oder einen Betrieb, und auf Blockanlagen, die einen Häuserblock ohne Überquerung einer Straße versorgten.

## 1.2 Strom-Pionier Hermann Schmitz

Für die Elektrizität war in Paderborn eine Schlacht verloren, nicht aber der Krieg. 1895 gründete der Paderborner Ingenieur Hermann Schmitz ein Unternehmen für die Errichtung von elektrischen Licht- und Kraftanlagen. Damit stieß er in eine Marktlücke: Zu diesem Zeitpunkt verfügten in Paderborn lediglich zwei Druckereien, zwei Brauereien und eine Mühle über kleine elektrische Lichtanlagen, ein Elektromotor war gar nicht vorhanden. Mit großem missionarischen Eifer setzte sich Schmitz für ein Ende dieser Strom-Diaspora ein, musste aber zunächst einige Hindernisse überwinden: Sein erstes Projekt, die Errichtung einer elektrischen Lichtanlage im Paderborner Rathaus, konnte nicht realisiert werden. Auch sein Vorschlag, für das städtische Wasserwerk einen 12 PS-Elektromotor als Ersatz für den dort vorhandenen, als unzuverlässig eingeschätzten Gasmotor aufzustellen, wäre fast an der ablehnenden Haltung der Stadtverordneten gescheitert. Doch nach längerem Hin und Her setzte sich Schmitz durch: Im Herbst 1895 ging die Anlage in Betrieb, nachdem sich Schmitz verpflichtet hatte, diese zunächst auf eigene Rechnung aufzustellen und der Stadt für ein Jahr zur Probe zu überlassen. Doch der Motor lief viele Jahre ohne nennenswerte Störungen und diente ihm als Empfehlung für weitere Aufträge. Im Dezember 1895 besichtigten Vertreter der Stadt Paderborn den Elektromotor und zeigten sich sehr angetan, wie die „ganze trefflich functionierende Anlage“ ihren Dienst verrichtete.

<sup>7</sup> Vgl. SCHRÖDER, S. 37-39.

<sup>8</sup> Vgl. SCHMITZ, S. 17.

<sup>9</sup> Vgl. Anfragen elektrotechnischer Firmen an die Stadt Paderborn. In: StAPb A 3380.

Der Stadtverordnete Albert Pape lobte, der elektrische Betrieb sei um 30 % billiger, zudem viel leichter bedienbar als mit Gas.<sup>10</sup>

Dennoch wurden in Paderborn immer mehr gasbetriebene Motoren eingesetzt, da ihre Verbreitung massiv gefördert wurde: Die städtische Gasanstalt vermittelte beim Kauf von Motoren und übernahm die Installation; eine spezielle Gasmotoren-Kommission der Stadtverwaltung kümmerte sich um die technische Betreuung. Diese Strategie trug Früchte: 1897 wurden in Paderborn 19 Gasmotoren eingesetzt, 1900 32, 1903 52 und 1908 77 Motoren.<sup>11</sup>

Daneben setzte auch die eigentliche Elektrizitätswirtschaft in Paderborn ein: Als erster Privatmann bezog der Paderborner Rechnungsrat Huck im Jahre 1896 Elektrizität aus der Anlage des Mühlenbesitzers Franz Schwarzendahl; auch das Kaiser-Karls-Bad erhielt von dort Strom.<sup>12</sup> Jedoch wurden diese Geschäfte vom Gaswerk mit großem Misstrauen beobachtet. Als die Buchdruckerei Schönningh eigenproduzierten Strom an verschiedene Interessenten abgeben wollte, legte die Direktion des Gaswerks dagegen, allerdings erfolglos, ihr Veto ein, denn das „Beleuchtungsmonopol der Stadt wollte keine Konkurrenten“<sup>13</sup>.

In Schloss Neuhaus, wohin das Gaswerk noch nicht lieferte, gab es dieses Monopol nicht. Grund genug für Hermann Schmitz, sich im Herbst 1897 mit Franz Schwarzendahl und Albert Pape sowie zwei Geschäftsleuten zusammenzutun: Gemeinsam gründeten sie das „Elektrizitätswerk Neuhaus“. In Paderborn sahen sie aufgrund der Dominanz des Gaswerks keine Erfolgchance, während ihnen die Gemeinde Neuhaus „jede nur mögliche Unterstützung und Förderung“ gewährte.<sup>14</sup> Das mit Wasserkraft betriebene Werk ging im März 1898 in Betrieb. Die Neuhäuser Gemeindewege wurden mit 27 Glühlampen und vier Bogenlampen bestückt – der Beginn der elektrischen Straßenbeleuchtung im Landkreis Paderborn.<sup>15</sup> Fast alle Geschäftshäuser und Gastronomiebetriebe ließen sich anschließen, dazu auch einige Privathäuser, während sich die meisten Bürger diesen Luxus noch längst nicht leisten konnten.

Kurze Zeit später erweiterte das E-Werk seinen Wirkungskreis nach Sennelager. Als eine Paderborner Garnison dorthin verlegt wurde, ging es mit der ansässigen Gastronomie enorm aufwärts.<sup>16</sup> Da genügte auch die übelriechende Petroleumbeleuchtung nicht mehr den Ansprüchen. Das elektrische Licht als Zeichen des Fort-

<sup>10</sup> Vgl. *WV* vom 21.12.1895, Rubrik „Locales und Provinzielles“.

<sup>11</sup> Vgl. SCHMITZ, S. 30.

<sup>12</sup> Vgl. *FP* vom 07.12.1946, „50 Jahre Elektrowirtschaft in Paderborn“.

<sup>13</sup> SCHRÖDER, S. 47.

<sup>14</sup> Vgl. SCHMITZ, S. 26.

<sup>15</sup> Vgl. *WV* vom 11.10.1958, „Sechzig Jahre elektrisches Licht in Schloß Neuhaus“

<sup>16</sup> Der *Paderborner Anzeiger* (fortan *PA* abgekürzt) registrierte in den Hotels und Wirtschaften „eine fieberhafte Tätigkeit“, um „die Logir- und Restaurationsräume in wohnlichen und theils luxuriösen Zustand“ zu bringen. Vgl. *PA* vom 25.03.1899, „Beim Sennelager“.



schritts hielt Einzug, um „des Abends die Säle in feenhafter Beleuchtung“<sup>17</sup> erstrahlen zu lassen. Auch das Militär wusste die Elektrizität bald zu schätzen: Als erste Kaserne Deutschlands ließ sich die Schloßkaserne in Neuhaus elektrisch beleuchten; die Garnisonswäscherei war ebenfalls die erste, die einen Elektromotor einsetzte.

Dieser Motor war allerdings der einzige im Versorgungsgebiet des „Lichtwerks“, wie das Elektrizitätswerk im Volksmund bald genannt wurde. Doch vom nur wenige Stunden am Tag beanspruchten Lichtstrom allein konnte das Werk nicht existieren. Ein zuverlässiger Großabnehmer musste her. Da bot sich die elektrische Straßenbahn an – ideal, um das tagsüber fast brachliegende Kraftwerk effektiver nutzen zu können.<sup>18</sup> Das Elektrizitätswerk Neuhaus bemühte sich bereits seit seiner Gründung 1897 beim Regierungspräsidenten in Minden um die Erlaubnis, eine Straßenbahn zwischen Paderborn und Neuhaus betreiben zu dürfen. Allerdings gab es auch andere Interessenten; die Konzession erhielt schließlich im Februar 1899 die Westfälische Kleinbahnen AG (WK). Die WK kaufte das Neuhäuser Elektrizitätswerk und errichtete als erste Straßenbahn im Regierungsbezirk Minden eine Linie zwischen Paderborn und Neuhaus, die 1901 bis nach Sennelager verlängert wurde.

### 1.3 Paderborner Rufe nach Strom werden immer lauter

Zwar durften die Betreiber des Neuhäuser Werks keinen Strom nach Paderborn verkaufen,<sup>19</sup> trotzdem fand vor allem dank Hermann Schmitz die Elektrizität auch dort stetig Verbreitung. 1909 wurden insgesamt 40 elektrische Anlagen in der Domstadt gezählt, etwa die Hälfte davon von Schmitz errichtet. Damit war Paderborn, gemessen an der Einwohnerzahl, die Stadt mit den meisten Anlagen dieser Art in Deutschland.<sup>20</sup>

Mittlerweile waren die Paderborner auch auf andere Weise an die Elektrizität herangeführt worden, nämlich im Rahmen von Kirmes- und Theatervorführungen. Im März 1880 konnte in einem Paderborner Lokal neben der Vorstellung von dressierten Flöhen auch der „Riesen-Phonograph Edison's“ bestaunt werden, „ein Sprechapparat, welcher einmal hineingesprochene Worte, Trompetenstöße und Gesänge zu jeder Tageszeit sowie nach Wochen und Jahren laut wieder hervorbringt“<sup>21</sup>. Ab 1899 fanden elektrische Musikinstrumente Verbreitung, die nicht nur in den Sennelager Gaststätten die Soldaten bei Stimmung hielten,<sup>22</sup> sondern auch in Paderborn das Publikum anlockten. Zwar monierte der *Paderborner Anzeiger*, dem mechanischen Spiel

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Folglich hatten große Elektrizitätsunternehmen wie die Berliner Elektrizitätswerke oder die AEG bereits Anfang der 1890er Jahre begonnen, elektrische Bahnen zu errichten.

<sup>19</sup> Vgl. Vertrag der Stadt Paderborn und der WK über das Recht der Straßenbenutzung der Straßenbahn. In: StAPb G 453.

<sup>20</sup> Vgl. SCHMITZ, S. 31.

<sup>21</sup> Anzeige im *WV* vom 08.03.1880.

<sup>22</sup> Vgl. *PA* vom 25.03.1899, „Beim Sennelager“.

fehle „Feinheit“ und „Seele“ – ein Vorwurf, der technischen Neuheiten stets gemacht wird –, doch könne es immerhin bei Tänzen und Märschen gute Dienste leisten.<sup>23</sup>

Ende der 1890er Jahre hielten die bewegten Bilder der Kinematographen in Paderborn Einzug.<sup>24</sup> So gab 1901 eine Theatertruppe ein Gastspiel: Neben „Miss Lingcoln“, der „amerikanischen Fessel- und Ausbrecherkönigin“, stellte der „wunderbare Riesen-Biograph, Edisons neueste Erfindung“ die Hauptattraktion dar und zeigte Filme wie „Die Jungfrau von Orleans“.<sup>25</sup> Auch ein „elektrisches Bühnenschauspiel“, deren „großartigen Lichteffekte in ihrer Farbenpracht“ das *Westfälische Volksblatt* sehr beeindruckte, wurde geboten.<sup>26</sup> Während des Liborifests 1903 trat ein fahrendes Theater mit einem „echten Original-Edison-Kinematograph“ auf, „lebende Photographien in großartigster Vollkommenheit und nur naturgetreuer Wiedergabe“ und Filme wie „Der Tod des Heiligen Vaters“ und „Der Königsmord in Serbien“ zeigend.<sup>27</sup> Mit der Zeit passten sich die Schausteller den Paderborner Vorlieben an: Sie ließen an den Schützenfesttagen die Ausmärsche filmen und zeigten die Bilder mit großem Erfolg zu Libori.<sup>28</sup> Ab 1907 gab es in der Stadt auch stehende Kinos. Der nötige elektrische Strom wurde mit Gasmotoren erzeugt. Jedoch fällt beim Studium der Kinoanzeigen in diesen und späteren Jahren auf, dass mit der Eigenschaft „elektrisch“ nicht mehr geworben wurde – offensichtlich hatte Strom sich zumindest auf diesem Gebiet von der Kuriosität zur Selbstverständlichkeit gewandelt und erregte keine publikumsfördernde Aufmerksamkeit mehr.

Apropos Selbstverständlichkeit: Im Jahr 1903 besaßen in Deutschland alle Städte mit mehr als 50.000 Einwohnern sowie bereits mehr als drei Viertel der Städte zwischen 20.000 und 50.000 Einwohnern eine öffentliche Stromversorgung.<sup>29</sup> Auch im fast 30.000 Seelen zählenden Paderborn wurden nun wieder verstärkt Rufe nach einem eigenen Elektrizitätswerk laut. 1904 ließ die Gaswerksdeputation einen Fragebogen an alle Bewohner der Stadt verteilen, um Aufschluss über den tatsächlichen Bedarf nach Elektrizität zu erhalten.<sup>30</sup> Im Juni 1905 lud der Technische Verein zu einem Vortrag über „Elektrizität und ihre verschiedenen Nutzenwendungen“ ein. Referent war Hermann Schmitz: Vor über 300 Besuchern in der bis auf den letzten Platz besetzten Turnhalle in der Westernstraße, erschienen waren auch die leitenden Beamten der städtischen Behörden, zählte er die Vorzüge der Elektrizität auf. Schmitz schien sein Publikum überzeugt zu haben, denn das *Westfälische Volksblatt* appellierte an die Lokalpolitiker:

<sup>23</sup> Vgl. *PA* vom 12.08.1899, Rubrik „Locales“.

<sup>24</sup> Vgl. *WV* vom 03.08.1935, „Die Lichtspieltheater der Stadt Paderborn“.

<sup>25</sup> Vgl. Anzeigen im *WV* vom 24.12.1901 und *PA* vom 25.12.1901.

<sup>26</sup> Vgl. *WV* vom 28.12.1901.

<sup>27</sup> Anzeige des Theater Ahlers im *WV* vom 25.07.1903.

<sup>28</sup> Vgl. *WV* vom 03.08.1935, „Die Lichtspieltheater der Stadt Paderborn“.

<sup>29</sup> Vgl. KRABBE, S. 126f.

<sup>30</sup> Vgl. SCHRÖDER, S. 46. Leider sind die Ergebnisse dieser Umfrage nicht überliefert.

„Da nunmehr durch den Vortrag unbestritten die größten Vorteile und Annehmlichkeiten der elektrischen Beleuchtung und der elektrischen Kraft für das Kleingewerbe klar geworden, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass sich jetzt auch diejenigen Kreise beteiligen werden, welche der Anlage bisher skeptisch gegenüberstanden.“<sup>31</sup>

Doch den Anstoß zur Gründung der PESAG gaben schließlich nicht Paderborner Bürger, auch nicht so engagierte Pioniere wie Albert Pape oder Hermann Schmitz, sondern das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk (RWE) in Essen. Dieses übernahm 1906 die Aktienmehrheit der finanziell desolaten WK mit all ihren Einrichtungen. Damit wurde das RWE auch Besitzer des Neuhäuser Kraftwerks und der zwischen Paderborn, Neuhaus und Sennelager verkehrenden Straßenbahn.

Mit dem RWE trat ein Unternehmen ganz neuer Güte auf die Paderborner Bühne. Gegründet 1898, war es 1902 mehrheitlich von den Kohlenindustriellen Hugo Stinnes und August Thyssen übernommen worden. Diese betrieben mittels radikaler Senkung der Strompreise ein aggressives Expansionsstreben, um den Stromabsatz und damit auch den Verbrauch ihrer Kohlen in ungeahnte Höhen zu treiben. 1907 trat das RWE mit der Stadt Paderborn in Verhandlungen ein. Zunächst verfolgte das RWE das Ziel, eine Stromverkaufskonzession für die Bahngesellschaft zu erhalten oder aber diese an die Stadt zu verkaufen. Nach und nach entstand die Idee, ein gemeinsames Unternehmen zu gründen. Unterdessen hatte sich nämlich der Druck der Paderborner Bevölkerung auf die städtischen Behörden verstärkt, in Sachen Elektrizität die *splendid isolation* zu beenden. Vor allem die Gewerbetreibenden waren der Gas- und Petroleummotoren aufgrund der Kosten, des Lärms und der Geruchsbelästigung überdrüssig geworden.<sup>32</sup>

Paderborns Bürgermeister Otto Plaßmann, von 1895 bis 1919 im Amt und stets bestrebt, die wirtschaftlich rückständige Stadt zu einem regionalen Oberzentrum auszubauen, hatte andere Pläne: die Errichtung eines regionalen Straßenbahn-Liniennetzes. Insbesondere mit einer Linie von Paderborn über Bad Lippspringe nach Schlangen und weiter ins Lipperland hinein wollte Plaßmann den Standort Paderborn attraktiver gestalten, indem eine bessere Anbindung an den Kurort Lippspringe geschaffen, die lippische Kauf- und Arbeitskraft nach Paderborn gelockt und der Tourismus, vor allem mit Blick auf die Sehenswürdigkeiten des Teutoburger Waldes, belebt werden sollte.<sup>33</sup> Daher verhandelte die Stadt Paderborn mit dem RWE über die Gründung einer gemeinsamen Straßenbahn-Gesellschaft mit angeschlossenem Elektrizitätswerk.

<sup>31</sup> *WV* vom 02.07.1905, Rubrik „Lokales und Provinzielles“. Vgl. dazu auch SCHMITZ, S. 60.

<sup>32</sup> Vgl. Anfragen verschiedener Gewerbebetriebe zwischen 1906 und 1908. In: StAPb A 284. Auch die Anwohner der von der Straßenbahn befahrenen Straßen bedrängten die WK wegen eines Anschlusses. Vgl. Schreiben der WK an den Magistrat vom 24.09.1907. In: Ebd.

<sup>33</sup> Aufgrund dieser Motive war das 1908 von der AEG eingehende Angebot, in Paderborn ein E-Werk ohne dazugehörige Straßenbahn zu errichten, natürlich ohne Chance.

Aber den Paderborner Stadtvertretern bescherte diese Idee auch schlaflose Nächte. Lohnte sich bei dem mageren Verkehrsaufkommen und der kaum vorhandenen Industrie überhaupt ein solches Unternehmen? Was würde nach Errichtung eines Elektrizitätswerks aus der Gasanstalt werden? Und außerdem, sollte wirklich ein auswärtiges Unternehmen an diesen Aufgaben beteiligt werden? Nachdem die Verhandlungen zwischenzeitlich ins Stocken geraten und vorübergehend sogar ganz aufgegeben worden waren, fanden sie aus der Sicht Plaßmanns und des RWE schließlich doch ein gutes Ende: Am 9. Januar 1909 wurde die PESAG gegründet.<sup>34</sup>

Gegenstand des Unternehmens war „die Versorgung der Stadt Paderborn und ihrer Einwohner, der Gemeinde Neuhaus, des Sennelagers und seiner Einwohner mit elektrischer Energie, für Licht, Kraft und andere Zwecke, die Übernahme und der Betrieb der vorhandenen und noch zu erbauenden Straßenbahn sowie die Versorgung angrenzender Orte oder Gemeinden mit elektrischer Energie“. Die Interessen der Gründer gingen hierin deutlich auseinander. Die Stadt Paderborn betrachtete, wie Plaßmann bekannte, die Straßenbahnen als „die Hauptsache“, die Konzession des Elektrizitätswerks gewährte sie nur, „um dem RWE die Beteiligung an der Straßenbahn nach Schlangen schmackhaft zu machen“.<sup>35</sup> In der Tat stand für das RWE bei ihren Aktivitäten im Verkehrswesen die damit verbundenen Stromlieferungsverträge an erster Stelle.<sup>36</sup> Fazit: Ohne Straßenbahn hätte die Stadt Paderborn der Errichtung des Elektrizitätswerks niemals zugestimmt, ohne Stromversorgung hätte sich das RWE niemals an der Straßenbahn beteiligt. Somit wäre in Paderborn ein Elektrizitätswerk erst nach dem Ersten Weltkrieg entstanden, wohl erst nach Überwindung der Inflation 1923/24.

Vorstand der PESAG wurde Wilhelm von Tippelskirch, als RWE-Vorstandsmitglied für den Bereich Bahnen zuständig. Er leitete die Geschäfte der PESAG von seinem Büro in Düsseldorf aus.<sup>37</sup> Vor Ort bestimmten die Geschicke der Betriebsleiter Rudolf Vogel und Bürgermeister Otto Plaßmann, der als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender die gleichen Befugnisse wie der Vorsitzende Hugo Stinnes besaß.

<sup>34</sup> Hauptanteilseigner waren zunächst die Stadt Paderborn und das RWE mit je rund 49 % und der Provinzialverband der Provinz Westfalen mit rund 1,7 %. Im Lauf der Zeit veränderten sich die Besitzanteile immer wieder. Vgl. VON DER ELEKTRISCHEN ZUM ALLELEKTRISCHEN, S. 162f.

<sup>35</sup> Schreiben von Plaßmann an Landesrat Heinrich Pothmann vom 29.07.1908. In: StAPb A 3386.

<sup>36</sup> Vgl. STERNBURG, S. 82.

<sup>37</sup> Obwohl die öffentlich-rechtliche Seite die Aktienmehrheit besaß, gestand sie dem RWE die technische und finanzielle Leitung der PESAG zu, vor allem auf Wunsch von Otto Plaßmann, der Beamten generell kein unternehmerisches Denken zutraute.

**Das Paderborner  
Elektrizitätswerk**

soß bis zum Herbst d. J. fertig gestellt sein und  
werde ich daher schon in Kürze die

**Installation elektrischer  
Licht- und Kraft-Anlagen**  
mit aufnehmen.

Meine Abteilung für elektrische Anlagen wird  
vorausichtlich vom 15. Juni ab in Tätigkeit treten  
und aus nur tüchtigen Elektrotechnikern bestehen.  
Anträge erbitte mir gefl. schon jetzt zu erlei-  
ten, damit die Anlagen frühzeitig fertiggestellt  
werden können. 03083

**J. Leniger,**  
Technisches Installationsgeschäft  
für Zentralheizungen, Gas-, Wasser-  
und elektrische Leitungen.  
Telefon 13.

**Elektrische  
Lichtanlagen**

für Schaufenster, Läden, Privat- und  
Geschäftsräume  
in jeder Ausführung bei höchster Garantie unser Garantie.

**Kraftanlagen**

für sämtliche Gewerbetreibende zur Holz- und  
Metallbearbeitung, Schleifmaschinen, Sägemä-  
schinen, Schleifmaschinen usw.  
Lieferung sämtlicher Maschinen und Apparate  
unter Garantie.

**Friedr. Hobein,**  
Am Abdinghof Nr. 18. 03077

**Elektromotore**

mit geringem Wirkungsgrad  
sind geschenkt

**zu teuer.** 04972a

Bevor sich jemand zur Anschaffung ent-  
schliesst, ersuche ich um Besichtigung meines  
Musterlagers, welches **größtes und reich-  
haltigstes** am Platze ist.  
Jedem Kundschaften wird bereitwilligst und  
kostenlos mit fachgemäßer Beratung und ver-  
gleichender Rentabilitätsberechnung gedient.

**Herm. Schmitz,**  
Spezialgesch. f. Elektrotechnik.

„Strom kommt nach Paderborn“. Zeitungsanzeigen erschienen im Frühjahr 1909 im WV.

## 2 „Koche - bügler - heize elektrisch!“ - Strom erobert die Stadt (1909 - 1923)

2.1 Der „Fortschritt“ hält Einzug in Paderborn  
Zwar wurde das Kraftwerk der PESAG erst im Oktober 1909 fertiggestellt, doch um „für die Verlegung die richtigen Unterlagen zu bekommen und die Anschlussarbeiten bei der Kabelverlegung berücksichtigen zu können“, rief Otto Plaßmann die Paderborner Bürger bereits Mitte März 1909 dazu auf, sich unverzüglich anzumelden. Die Anmeldeformulare wurden in allen Paderborner Haushaltungen verteilt; interessierte Bürger sollten sie ausgefüllt an das Gaswerk schicken. Das *Westfälische Volksblatt* wies darauf hin, im Büro der Gasanstalt sei „ein bewährter Elektrotechniker“ angestellt, „welcher dem Publikum über alle einschlägigen Fragen Auskunft geben soll“.<sup>38</sup> Ebenso waren dort unter anderem Elektromotoren und Beleuchtungskörper zur Besichtigung ausgestellt.<sup>39</sup> Bis zum Herbst 1911 führte das Gaswerk Elektroinstallationen durch, ebenso das Ablesen der elektrischen Zähler und das Inkasso der Rechnungen über den Stromverbrauch. Damit trug es auf Anordnung des Bürgermeisters selbst dazu bei, eine neue Konkurrenz entstehen zu lassen.

In Paderborn war nun eine Art „Stromrausch“ zu beobachten. Zahlreiche Installateurgeschäfte schossen aus dem Boden und inserierten emsig in den Zeitungen. Doch vorrangig kamen als Stromabnehmer nicht die privaten Haushalte mit ihrem gering zu veranschlagenden Lichtkonsum in Frage, sondern Handel- und Gewerbetreibende: Ladenbesitzer, die ihre Schaufenster und Geschäftsräume mit einer attraktiven Beleuchtung versehen wollten, und Handwerker, vor allem Bäcker und Metzger, die sich mit dem

<sup>38</sup> Vgl. WV vom 26.03.1909, Rubrik „Locales“.

<sup>39</sup> Vgl. WV vom 10.04.1909, „Die Elektromotore im Kleingewerbe“.

Einsatz von elektrischen Motoren die Arbeit zu erleichtern suchten.

Zahlreiche Werber der verschiedenen Installationsfirmen gingen von Haus zu Haus, bis zu einem halben Dutzend pro Tag. Dieses Überangebot sorgte für Verdruss, die Bürger fühlten sich alsbald durch die vielen unbetenen Besucher belästigt. Auch die Installateure mussten schnell erkennen, dass Paderborn kein gelobtes Strom-Land war. Bereits nach kurzer Zeit gaben viele Unternehmen auf. 1910 waren in Paderborn sieben niedergelassene Elektroinstallateure gemeldet. Da es noch keine Fachprüfungen gab, ließen sich die Installateure, vornehmlich gelehrte Kupferschmiede, Empfehlungsschreiben von bekannten Persönlichkeiten oder Institutionen geben. Um die schwarzen Schafe unter ihnen auszumerzen, überwachte das Elektrizitätswerk die Arbeiten und überprüfte die Installationen.

Bereits im Juli 1908 hatten die Stadt Paderborn und das RWE die Strompreise für das Stadtgebiet festgelegt: 45 Pf/kWh für Lichtstrom ohne Rabatt und 18 Pf/kWh für Kraftstrom mit weiteren Vergütungen von 2,5 bis 25 % abhängig von der Höhe des Verbrauchs. Damit bot die PESAG sehr günstige Tarife, vor allem angesichts der Tatsache, dass der Paderborner Raum ein kaum industrialisiertes Gebiet war. Otto Plaßmann rühmte, in keiner vergleichbaren Stadt werde ein niedrigerer Preis zu finden sein.<sup>40</sup> In der Tat lagen zu jener Zeit die Durchschnittspreise für Lichtstrom bei etwa 60 Pf/kWh und für Kraftstrom bei 20 - 25 Pf/kWh.

Im Oktober 1909 wurde das Kraftwerk der PESAG offiziell in Betrieb genommen, vom *Westfälischen Volksblatt* launig mit „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt“ begrüßt.<sup>41</sup> Verbunden wurde dies mit einem „Lichterfest“: Nach einer Besichtigung des Werks fanden sich die Ehrengäste zu einem Festessen im erstmals elektrisch beleuchteten Rathausaal ein. Doch nicht nur dort wurde dank Strom die Nacht zum Tag gemacht:

„Mit der eintretenden Dunkelheit erstrahlte die Rathausfront in Bogen- und mehrfarbigem Glühlichte, auch eine Anzahl größerer Geschäfte auf der Westernstraße hatten ihre Schaufenster hübsch elektrisch beleuchtet. Möge das neue Licht eine neue glückliche Entwicklungsphase für Paderborn bedeuten!“<sup>42</sup>

Elektrisches Licht wurde also als Sinnbild für den Fortschritt gefeiert. Fortschrittlich war auch zunächst die Anschlussbewegung: Während am Tag der Inbetriebnahme des Kraftwerks 1.519 Glühlampen, zwei Bogenlampen und zwei Motoren angeschlossen waren,<sup>43</sup> bezogen Ende des Jahres bereits 4.118 Glühlampen, zwölf Bogenlampen und 56 Motoren ihren Strom von der PESAG.<sup>44</sup> Ende 1910 waren es 10.031 Glühlampen, 19 Bogenlampen und 160 Motoren.<sup>45</sup> Auch in den Verwaltungsberichten der Stadt Paderborn wurde die Entwicklung stets lobend erwähnt, vor allem die rasch

<sup>40</sup> Vgl. *WV* vom 01.08.1908.

<sup>41</sup> Vgl. *WV* vom 13.10.1909, „Die Einweihungsfeier des Paderborner Elektrizitätswerks“.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Vgl. ebd.

<sup>44</sup> Vgl. PESAG-Geschäftsbericht 1909.

<sup>45</sup> Vgl. PESAG-Geschäftsbericht 1910.

zunehmende Zahl der Elektromotoren begrüßte die Stadt als Zeichen für wirtschaftlichen Aufschwung.

Gleichzeitig verstärkte die städtische Gasanstalt die eigene Propaganda, vor allem für den Einsatz von Gas im Haushalt. Eine Gasberaterin führte in mehreren Vortragsveranstaltungen verschiedene Gaskochherde vor und kochte darauf sogar ein vollständiges Mittagessen, das anschließend von den Besucherinnen verzehrt werden konnte.<sup>46</sup> Um den Gaskonsum weiter zu fördern, setzte das Gaswerk den Koch- und Heizgaspreis ab dem 1. Juli 1909 von 12 auf 10 Pf/cbm herab. Im April 1911 wurde der Bezug von Leuchtgas verbilligt, im August 1911 die Kosten für einen Gasanschluss deutlich gesenkt, ab 1912 waren Anschlüsse sogar kostenlos. Die PESAG konterte und senkte den Tarif für elektrisches Licht, um diesem den Makel der „Luxusbeleuchtung“ zu nehmen. Ab 1912 bot die PESAG die Vermietung von Lichtanlagen an und führte die Möglichkeit von Ratenzahlungen ein. Im selben Jahr hob die Gasanstalt die unterschiedlichen Tarife zugunsten eines Gaseinheitspreises von 12 Pf/cbm auf, damit „hierdurch in jeder kleinen Familie die schöne und billige Gasbeleuchtung eingeführt werden“ konnte.<sup>47</sup> Das erbitterte Duell zwischen Strom und Gas hatte begonnen.

## 2.2 Die PESAG wirbt um Abnehmer

Zahlreiche vor dem Ersten Weltkrieg in Deutschland erschienene Schriften lassen den Eindruck entstehen, die Elektrizität habe sich in den Haushalten durchweg etablieren können, doch beruhten diese Ansichten nicht auf Fakten. Zwar offerierte die Elektroindustrie eine breite Palette mit mehr als 80 verschiedenen Arten und Typen von Haushaltsgeräten wie Bügeleisen, Brennscherenwärmer, Wasserkocher, Milchwärmer, Rasierapparate, Haartrockner, Wärmeplatten und beheizte Kochtöpfe, die überschwänglich unter dem Motto „Alles elektrisch!“ angepriesen wurden, doch die meisten Elektrizitätswerke verschmähten die privaten Haushalte als Abnehmer und konzentrierten sich lieber auf die mehr Profit versprechenden Großabnehmer in Industrie und Gewerbe.

Vor allem dem elektrischen Kochen und Heizen gaben die Fachleute nur geringe Erfolgchancen, da es im Vergleich zum Betrieb mit Gas und Petroleum zu teuer war. So hatten sich in Deutschland die Elektrizitäts- und die Gaswirtschaft bei allen Konkurrenzgedanken miteinander arrangiert: Gas wurde eingesetzt für Heizen und Kochen, Straßenbeleuchtung sowie die Beleuchtung in Unter- und Mittelschichtshaushalten. Elektrizität versorgte dank niedriger Kraftstromtarife Industrie und Gewerbe sowie die Straßenbahn mit Kraft und diente als Leuchtmittel für begüterte Haushalte und Prachtstraßen.

<sup>46</sup> Vgl. *WV* vom 20.04.1909, Rubrik „Locales“. – Veranstaltungen dieser Art wurden auch in der Folgezeit durchgeführt und mit großer Resonanz bedacht.

<sup>47</sup> Vgl. *WV* vom 16.06.1911, „Gaseinheitspreis“.

**6**

**Weihnachts-Geschenke:**

Bügele - koche - heize elektrisch!	1 Elektr. Bügeleisen . . . .	8.50
	1 Elektr. Kochtopf . . . .	9.00
	1 „ Brennscheerenw. . . .	10.00
	1 „ Fußwärmer . . . .	25.00
	1 „ Heizplatte . . . .	15.00
	f. Heizzwecke aller Art	
	1 Warm- u. Kaltluftdusche „Führ“	25.00

Paderborner Elektrizitätswerk und  
Straßenbahn A.-G.

Tagelweg 37Fernsprecher 20

**Weihnachten 1913**

Nachdem ich mein Geschäft von Rosenstraße 9 nach  
Rosenstraße Nr. 11  
 verlegt habe, empfehle ich als geeignete

**Weihnachts-Geschenke**

mein bedeutend erweitertes Lager in:

<b>Akkumulatoren,</b> <b>Batterien</b> <small>für Kleinbeleuchtung in allen Preislagen.</small> <b>Beleuchtungs-</b> <b>körper</b> <small>in geschmackvoller Ausführung</small> <b>Funken-Induktor</b>	<b>Induktions-</b> <b>apparate</b> <b>Kleine Motoren</b> <small>praktisches und lehrreiches Geschenk für Schüler.</small> <b>Nachtischlampen</b> <small>für Kleinbeleuchtung.</small> <b>Taschenlampen</b> <small>Spezialität:</small>
--	---

**Elektrischer Zigarren-Anzünder**

Neuheitan jeder Taschenlampe anzubringen.Neuheit

Beachten Sie meine Schaufenster-Dekoration.

**Paul Bilz** Rosenstr. 11

Fernruf 446Spezial-Geschäft für Elektrotechnik.

„Zu Weihnachten Elektrizität“. Zeitungsanzeigen erschienen im Dezember 1913 im PA.

ein. Dies war ein wagemutiger Schritt; jedoch stand die PESAG mit dem Rücken zur Wand, da sie keine andere Möglichkeit sah, ihre Stromabgabe während der Tagesstunden, vor allem in der Mittagszeit, zu steigern und damit die Belastungstäler auszugleichen. In Ermangelung von Industriebetrieben mussten folglich die Haushalte stärker an die Elektrizität herangeführt werden.

Doch in Paderborn gingen die Uhren ein wenig anders: Da Elektrizität in Paderborn, vor allem nach der Senkung der Lichtstromtarife 1911, allmählich Einzug in die Haushalte hielt, inserierten die Elektrogeschäfte mit Geschenkideen, auch die PESAG lockte mit Vorschlägen für den Gabentisch. Diese harmlos aussehende Anzeige hatte revolutionären Charakter. Während der direkte Kontakt zu den Kleinverbrauchern bislang in der Regel den Installationsgeschäften vorbehalten geblieben war, wandte sich das Unternehmen mit der Losung „Bügele - koche - heize elektrisch!“ nun unmittelbar an die Haushalte. Früher als die meisten anderen Elektrizitätsversorger, die die Haushalte zunächst links liegen ließen, erkannte die PESAG die privaten Verbraucher als ernstzunehmende Kundengruppe an. Zudem drang sie massiv in den Heiz- und Wärmebereich, also in die als uneinnehmbar geltende Domäne der Gaswirtschaft



Nun begann die PESAG, Elektrogeräte auch in Eigenregie zu veräußern. Während sich die Fachhändler auf gängige Produkte wie Lampen und kleine Motoren kaprizierten, bot die PESAG speziell Bügel-, Heiz- und Kochgeräte an, Dinge also, die von den Geschäften in der Mehrzahl noch nicht geführt wurden. Wer wollte sich schon mit solchen Ladenhütern belasten, wo doch die Paderborner Gasanstalt so günstiges Koch- und Heizgas offerierte.

Im Januar 1914 führte die PESAG einen neuen Tarif ein: Elektrizität speziell für Koch-, Heiz- und Bügelzwecke für nur 10 Pf/kWh, und das im gesamten Versorgungsgebiet, also ohne tariflichen Unterschied zwischen Stadt und Land.<sup>48</sup> Dies war ein Versuch, das Vorurteil zu beseitigen, Elektrizität sei für den Haushalt zu teuer, und eine Kriegserklärung an den Gaseinheitspreis von 12 Pf/cbm,

Die Gasanstalt blies zum Gegenangriff und betonte in Anzeigen, „dass die Anschluss-Leitungen für Gas gratis hergestellt werden, wodurch sich die Anlagekosten bedeutend verringern. Bei dem niedrigen Gaseinheitspreis von 12 Pf pro cbm ist das Gas die billigste Beleuchtung und Heizung der Gegenwart.“<sup>49</sup> Auch die Beleuchtung hatte das Gaswerk offensichtlich noch nicht verloren gegeben. Doch die PESAG konterte entsprechend und senkte den Lichtstrompreis auf 30 Pf/kWh, verbunden mit dem Wunsch, „daß der Verbrauch an elektrischer Energie in Zukunft wesentlich höher sein wird als bisher“.<sup>50</sup>

### 2.3 Rückschläge durch Krieg und Inflation

Aber bevor ein ernster Zweikampf der beiden Unternehmen um die Haushalte entbrennen konnte, sorgte der Erste Weltkrieg für eine gewaltsame Unterbrechung. Nun begann eine bis 1923/24, bis zur Überwindung der Inflation währende Zeitspanne, die dem Elektrizitätswerk zwar zahlreiche neue Abnehmer, aber auch vielfältige Probleme bescherte. Ab Herbst 1914 wurde das Petroleum knapp, viele Bürger meldeten nun Bedarf nach Licht- und Kraftstrom an: Die Zahl der Stromabnehmer stieg 1914 insgesamt um fast 22 %, 1915 um 34 %, 1916 um 31 % und 1917 trotz der immer katastrophaleren wirtschaftlichen Lage noch einmal um fast 13 %. Vom 31.12.1913 bis zum 31.12.1917 wuchs die Zahl der angeschlossenen Glühlampen vom 32.400 auf über 65.000 im gesamten Versorgungsgebiet, die der Motoren, Apparate und Großkonsumenten von 510 auf 820, darin enthalten zahlreiche Koch- und Heizgeräte. Die Stromabgabe vermehrte sich im selben Zeitraum von 3,3 Mio. auf 4.9 Mio. kWh. Doch hoffte die PESAG, dass die neu gewonnenen Abnehmer in Friedenszeiten noch bedeutend mehr Energie verbrauchen würden.

<sup>48</sup> Vgl. *PA* vom 14.01.1914, „Elektrischer Strom für Koch-, Heiz- und Bügelzwecke“. – Bereits 1913 hatte das Elektrizitätswerk in Bad Lippspringe, das mit der PESAG um die dort ansässigen Bürger konkurrierte, ebenfalls einen Koch- und Heiztarif von 10 Pf/kWh aufgelegt.

<sup>49</sup> Anzeige des Gaswerks u. a. im *PA* vom 07.02.1914.

<sup>50</sup> Schreiben von PESAG-Betriebsleiter Rudolf Vogel an den Mallinckrodt Hof Nordborchen vom 10.05.1914. In: StAPb A 3430.

Auf der anderen Seite herrschte jedoch aufgrund von Materialmangel sowie wirtschaftlichen und personellen Engpässen Stillstand beim Ausbau des Stromverteilungsnetzes. Vor allem die im Rahmen des „Hindenburg-Programms“ 1916/17 erfolgte Beschlagnahmung von Kupfer, das für den Leitungsbau dringend benötigt wurde, stellte das Elektrizitätswerk vor nahezu unlösbare Probleme, denn die ersatzweise verwendeten Eisenleitungen waren deutlich weniger leitfähig und haltbar. Ab Herbst 1916 verschärfte sich der Mangel an Kohlen derart, dass der Betrieb des Paderborner Kraftwerks ernsthaft gefährdet war. Die Stromabgabe musste immer weiter eingeschränkt, das Kraftwerk 1917 sogar mehrmals stillgelegt werden. An eine Werbung für höheren Stromeinsatz war folglich nicht mehr zu denken. Statt dessen forderte der Paderborner Magistrat die Bürger bei Androhung von Geld- und Gefängnisstrafen dazu auf, „im vaterländischen Interesse“ ihren Verbrauch von Elektrizität deutlich einzuschränken, vor allem in der Zeit von 16<sup>00</sup> bis 20<sup>00</sup> Uhr. Den Bäckern wurde verboten, ihre Elektromotoren in dieser Zeit einzusetzen; die Wirte und Ladenbesitzer mussten ihre elektrische Beleuchtung auf ein Drittel reduzieren.<sup>51</sup>

Jedoch waren mit Kriegsende 1918 die Schwierigkeiten noch keineswegs ausgestanden. Im Gegenteil: Da sich die Stromabgabe nicht proportional zu der stark gestiegenen Zahl der Abnehmer entwickelt hatte, sah sich die PESAG gezwungen, die Strompreise zweimal kurz hintereinander auf schließlich 55 Pf/kWh und 25 Pf/kWh zu erhöhen. Zudem verschlechterte sich trotz aller Rationierungen die Kohleversorgung Paderborns immer weiter.<sup>52</sup>

Zwar setzte sich der Anstieg des Stromverbrauchs zunächst fort, doch ab 1920 trat eine Stagnation ein. Sparmaßnahmen und Rationierungen zeigten ihre Wirkung, aber besonders die Inflation wirkte sich verheerend aus. Die Strompreiserhöhungen konnten mit der rasant voranschreitenden Geldentwertung nicht Schritt halten und bescherten dem Elektrizitätswerk enorme Einnahmeverluste. Die Zahl der PESAG-Kunden stieg 1923 über die 10.000-Marke; die Stromlieferung verharrte dagegen auf dem Stand von 1918/19. Erst mit der Einführung der „Rentenmark“ im November 1923 besserte sich die Lage schlagartig, nun konnte die PESAG an einen Ausbau ihrer Stromabgabe denken – ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Paderborner Stromversorgung begann.

*Dieser Beitrag wird in der folgenden Ausgabe fortgesetzt.*

<sup>51</sup> Vgl. Bekanntmachung des Paderborner Magistrats vom 18.12.1917. In: StAPb A 3390.

<sup>52</sup> Otto Pläßmann kostete der Kohlenmangel sogar sein Amt als Bürgermeister: Da er nach anhaltenden Protesten der Bevölkerung seine Chance für eine Wiederwahl nicht gegeben sah, verließ er Paderborn. Er wechselte als Vorstandsmitglied zum RWE – eine Belohnung für seine Arbeit als PESAG-Mitbegründer. Dem PESAG-Aufsichtsrat blieb er bis zu seinem Tode im Jahr 1932 erhalten, ab 1921 als Aufsichtsratsvorsitzender.